I PS LAB-

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

3. JAHRGANG

1901

SHL
WITHDRAWN

SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1967

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

3. JAHRGANG

1901

SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1967

Reprinted by permission of the
Modern Language Society, Helsinki

A combined index of the years 1899, 1900
and 1901 has been published in volume 3-1901.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/1— 15/3	Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. W. Söderhjelm) zu senden.	1901

An unsere Leser.

Der dritte Jahrgang unseres kleinen Blattes, von dem hiermit die erste Nummer ausgegeben wird, fängt unter schlechten Auspizien an. Es gelang nämlich dem Neuphilologischen Verein nicht die ihm früher von Seiten der Landesstände gewährte Gelddunterstützung auch vom letzten Landtage zu erhalten. Trotz dieses Missgeschicks wollen wir versuchen noch einstweilen die „Neuphilologischen Mitteilungen" aufrecht zu erhalten; zu dem Zwecke ist uns aber die aktive Mitwirkung der neusprachlichen Lehrer und anderer Fachgenossen, zumal in der Provinz, unumgänglich nötig, nicht nur in der Gestalt von Abonnements, sondern auch durch Beiträge: Artikel, Besprechungen, Diskussionsfragen u. s. w. Besonders müssen wir auf eine solche Mitarbeiterschaft in pädagogischen Fragen rechnen, um diese Seite unseres Programms in genügender Weise ausfüllen zu können. Dass die pädagogischen Erörterungen unseren Leserkreis am meisten interessieren, verstehen wir sehr wohl, möchten aber keineswegs auf unsere anspruchslosen wissenschaftlichen Mitteilungen verzichten; wir hoffen nämlich, dass wenigstens alle diejenigen Neuphilologen, die ihre Studien an der Universität gemacht haben, auch nachdem sie im Dienste der Schule wirken, der Arbeit und den Fortschritten auf dem Gebiete ihres Faches wenigstens einiges Interesse noch bewahrt haben werden.

Helsingfors, Februar 1901.

Die Redaktion.

Die Einteilung der deutschen Substantive in Deklinationsklassen.

Die althergebrachte, in der Schulgrammatik übliche Einteilung der neuhochdeutschen Substantive in Deklinationsklassen leidet meines Erachtens an gewissen Mängeln, indem sie weder in wissenschaftlicher Hinsicht tadellos ist, noch in praktisch-pädagogischer Beziehung sich als die einfachste und natürlichste bewährt. Ich will im folgenden kurz entwickeln, was ich an dem bisherigen Einteilungssystem auszusetzen habe, und wie ich mir die Umänderung desselben denke.

Um eine auf wissenschaftliche Prinzipien gestützte Einteilung eines gewissen Flexionssystems, z. B. der Substantive einer Sprache, in Hauptklassen und untergeordnete Gruppen zu erlangen, ist es zunächst vonnöten, sämtliche, von einander noch so wenig abweichenden Flexionstypen des betreffenden Flexionssystems festzustellen, sowie die ungefähren absoluten oder wenigstens gegenseitigen Zahlenverhältnisse sämtlicher entsprechenden einzelnen Flexionsgruppen zu bestimmen.

Wenn es sich nun um die Klassifikation der deutschen Substantive in einer Schulgrammatik handelt, was ich hier besonders im Auge habe, können wir der Übersichtlichkeit wegen füglich von dem aufzustellenden Deklinationssystem gewisse Flexionstypen ausscheiden und der Behandlung in besonderen Abschnitten oder Anmerkungen überlassen. Es sind dies Typen, die ich unter folgenden Punkten aufführe:

1) Lehnwörter, deren Deklinationsformen eigenartige, auf den Verhältnissen in der betreffenden fremden Sprache beruhende Endungen, Wortausgänge oder Accentwechsel aufweisen;

2) die Eigennamen, besonders geographische und Personennamen, aber auch die Namen der Monate und Wochentage;

3) die Mass- und Münzbenennugen, mit ihren endungslosen Pluralformen;

4) die Pluralia tantum;

5) die Gruppe: *Friede, Funke, Gedanke* etc.;

6) die einzelnen Wörter: *Herz*, *Sporn* (pl. *Sporen*), *Herr*, *Gott* (Gen. Sing. immer *Gottes*, Dat. beinahe immer *Gott*);

7) einige nur orthographisch abweichende Typen: a) *Verhältnis*, *-se*, *Iltis*, *-se*, *Atlas*, *-se;* b) *Freundin*, *-nen;* c) *Saal*, *Säle*.

Als Beispiele der unter 1) angedeuteten Typen führe ich folgende an: *Hotel*, Plur. *Hotels* (vgl. in der Volkssprache *Kerl*, *Kerls*, *Fräulein*, *Fräuleins* etc.), *Doktor*, *-en*, *Museum*, *Museen*, *Material*, *Materialien*, *Tempus*, *Tempora*, *Musicus*, *Musici* [1]). — Fremdwörter, die sich vollständig den deutschen Biegungstypen anschliessen, wie *Offizier*, *-e*, *Kardinal*, *Kardinäle*, *Student*, *-en*, finde ich dagegen am zweckmässigsten, unter den betreffenden Deklinationsklassen der echt deutschen Substantive aufzuführen.

Bei den Eigennamen ist am auffälligsten die Tendenz, in der Dativstellung und sogar in gewissen Fällen in der Genitivstellung den Namen unverändert, ohne Hinzufügung einer Endung, hervortreten zu lassen (vgl. dieselbe Tendenz bei einigen fremden Appellativen, z. B. *dem Verb*, statt der wohl ungebräuchlichen Form *dem Verbe, des Drama* neben *des Dramas*).

Streng wissenschaftlich genommen bilden *Friede*, *Funke* u. s. w. infolge der doppelten Form des Nom. Sing. eine besondere Flexionsgruppe, in einer Schulgrammatik finde ich es aber, in Übereinstimmung mit der allgemein üblichen Aufstellung, am einfachsten, diese Gruppe unter der Gruppe *Fräulein (Schade(n)* unter der Gruppe *Garten)* unterzubringen, mit der Anmerkung, dass statt der den übrigen Formen regelmässig entsprechenden Nom.Sing.-Formen auf *-en* auch solche auf *-e* vorkommen und sogar meistens die gewöhnlicheren sind [2]). — Wird einmal die Gruppe *Friede* wie soeben angedeutet behandelt, so ist keine Ursache vorhanden, dem dieser Gruppe nahestehenden vereinzelten Subst. *Herz* einen besonderen, mit den Hauptgruppen ebenbürtigen Platz im Deklinationssystem einzuräumen.

Ferner scheint es mir in einer Schulgrammatik angemessen, in Fällen, wo die Formen in der Aussprache und der Schrift einander nicht kongruent sind, bei der Aufstellung der Flexionssysteme auf jede spezielle Berücksichtigung der ausgesprochenen Formen zu verzichten. Die Typen *Hund — Hunde* und *Arm — Arme* sind in der Aussprache einander nicht gleich, wogegen die Typen *Feder — Federn* und *Schar — Scharen*

---

[1]) Zu beachten ist bei den zwei letzten Typen die Eigenthümlichkeit, dass der Genitiv dem Nominativ gleich ist: *des Tempus*, *des Musicus;* vgl. die Personennamen.

[2]) Die Form *der Gedanken* z. B. dürfte überhaupt heutzutage selten sein.

(*Scharen* ohne *e* ausgesprochen) einander in der Aussprache so ziemlich gleich, in der Schrift aber inkongruent sind. Es wäre m. E. ganz überflüssig und nur geeignet Verwirrung anzustiften, wollte man auf der Schulstufe die Einprägung der deutschen, wie noch mehr der französischen Flexionsverhältnisse durch die gleichzeitige und gleichmässige Berücksichtigung der geschriebenen und der gesprochenen Formen noch erschweren; dass aber die Berücksichtigung der geschriebenen Formen nicht zu umgehen ist, solange die in der Schule gelesenen fremdsprachlichen Texte, etwa mit Ausnahme der Anfangsstufe, in der herkömmlichen Orthographie wiedergegeben sind, ist leicht zu ersehen. In Anmerkungen nebenbei die Aufmerksamkeit der Schüler auf diese Diskrepanz der gesprochenen und der geschriebenen Sprache zu ziehen, finde ich dagegen ganz am Platze.

Endlich bemerke ich, dass ich im folgenden den vierfachen Wechsel des Stammvokals, der unter dem gemeinsamen Namen Umlaut bekannt ist, als ein und dasselbe flektive Moment auffasse, wonach z. B. *Sohn — Söhne* und *Baum — Bäume* zu demselben Flexionstypus gezählt werden, eine Auffassung, deren Richtigkeit rein wissenschaftlich gesehen doch zum mindesten zweifelhaft ist.

In wie viele und welche Flexionsgruppen lassen sich nun, nach allen oben erwähnten Ausschliessungen und Einschränkungen, die deutschen Substantive einteilen? Folgendes dürfte ein vollständiges Verzeichnis derselben sein, wobei jede einzelne Gruppe durch ein Substantiv vertreten ist[1]):

1) *Arm*, *-es* od. *-s*, *-e*.
Netz, *-es*, *-e*.

2) *Sohn*, *-es* od. *-s*, *-e* †
Arzt, *-es*, *-e* †

3) *Messer (Gebirge)*, *-s*, —, Dat. Pl. *-n*.
Fräulein, *-s*, —, Dat. Pl. —.

[1]) Ich nenne unter den 8 Kasusformen in der Regel nur den Nom. Sing., den Gen. Sing. und den Nom. Plur., da bekanntlich für die Endungen der übrigen Formen die der drei genannten Kasus entscheidend sind.

4) *Apfel*, *-s*, — †, Dat. Pl. *-n* †.
Garten, *-s*, — †, Dat. Pl. — †.

5) *Lied*, *-es* od. *-s*, *-er*.
Gespenst, *-es*, *-er*.

6) *Wald*, *-es* od. *-s*, *-er* †.
Haus, *-es*, *-er* †.

7) *Strahl*, *-es* od. *-s*, *-en*.
Schmerz, *-es*, *-en*.
Konsul (Auge), *-s*, *-n*.

8) *Blut*, *-es* od. *-s*, 0.
Fleiss, *-es*, 0.
Atem, *-s*, 0.

9) *Bär*, *-en*, *-en*.
Ungar (Knabe), *-n*, *-n*.

10) *Frau*, —, *-en*.
Regel (Sprache), —, *-n*.

11) *Drangsal*, —, *-e*.

12) *Axt*, —, *-e* †.

13) *Mutter*, —, — †.

14) *Milch*, —, 0.

Es kommen folglich im ganzen 26 Flexionsgruppen vor, wenn zu ein und derselben Gruppe nur solche Substantive gerechnet werden, deren Biegung vollständig übereinstimmend ist.

Die ganze Frage von der Einteilung der deutschen Substantive in Deklinationsklassen dreht sich nun darum, wie diese 26 Gruppen zu umfassenderen Klassen zusammenzufassen sind.

A. Ohne weiteres wird wohl von allen zugegeben werden, dass die im obigen Verzeichnis nach einander stehenden Typen, die durch einen grösseren Zwischenraum von der folgenden Gruppe getrennt sind, eng zusammengehören, und die Zahl der Gruppen wird also, wie im Verzeichnis schon angedeutet, auf 14 reduziert.

In der ersten dieser Gruppen besteht nämlich der einzige Unterschied von *Arm* und *Netz* darin, dass auf Grund des Stammauslauts von *Netz* nur die Gen.Sing.-Endung *-es*, nicht, wie bei *Arm*, daneben auch die Endung *-s* möglich ist. Dasselbe ist mit den zwei Typen in jeder der Gruppen 2), 5) und 6) der Fall. Die 7:te und die 8:te Gruppe umfassen, ausser Substantiven mit dem Gen. Sing. auf *-es* oder *-s* sowie immer *-es*, auch Substantive wie *Konsul*, *Atem*, die im Gen. Sing. immer *-s* haben, was ebenfalls von dem Stammausgang abhängt, indem bekanntlich *-s* die einzige Genitivendung bei Substantiven ist, deren Stamm auf *e*, *l*, *m*, *n*, *r* in unbetonter Silbe

ausgeht (vgl. die Gruppen 3) und 4), wo der Gen. Sing. ebenso aus demselben Grunde immer *-s* hat).

Ein ähnlicher Wechsel der Endung, der lediglich auf der Beschaffenheit des Stammauslauts beruht und daher unmöglich der Haupteinteilung der Substantive zu Grunde gelegt werden kann, kommt in den Pluralformen der Gruppen 7) und 10), wie auch sowohl in den Gen.- Sing.- als den Pluralformen der Gruppe 9) zum Vorschein, indem die Endung hier bekanntlich bloss *-n* ist, wenn der Stamm auf *e*, *l*, *r* in unbetonter Silbe ausgeht, in anderen Fällen aber *-en*.

Drittens ist die unwesentliche Verschiedenheit der Typen *Messer* und *Fräulein* einerseits, der Typen *Apfel* und *Garten* andererseits zu erwähnen: bei *Fräulein* und *Garten* kommt kein neues *n* im Dat. Plur. hinzu. In den Ausdrücken: *mit den Fräulein*, *in den Gärten*, repräsentiert das auslautende *n* genau genommen zugleich den Stammausgang und das Zeichen des Dat. Plur. — Nebenbei gesagt, hat in gleicher Weise das *e* in Formen wie *des Gebirges*, *die Gebirge*, *des Auges*, *die Augen*, *des Knaben*, *die Knaben*, *die Sprachen* psychologisch genommen doppelte Funktion, als Stammelement und als Endungselement. Es ist dies jedoch eine Frage, worauf ich hier nicht näher eingehen kann; in dem vorliegenden Aufsatz habe ich das *e* in den fraglichen Formen der Substantive *Gebirge*, *Auge*, *Knabe*, *Sprache* etc. als ausschliessliches Stammelement behandelt und diese Substantive in Uebereinstimmung damit den Typen *Messer*, *Konsul*, *Ungar* bezw. *Regel* zugezählt.

B. Wir sind folglich widerspruchslos zu einer Gruppierung der deutschen Substantive in 14 grössere Gruppen gelangt.[1]) Wenn wir aber die Reduzierung der Gruppen weiter treiben wollen, stossen wir auf Schwierigkeiten. Um zunächst von den Gruppen 8) und 14), den Singularia tantum, abzusehen,

---

[1]) Im folgenden erwähne ich auch bei zwei oder drei Typen umfassenden solchen Gruppen kurzweg nur ein Substantiv, und zwar das im obigen Verzeichnis zuerst aufgeführte, als Vertreter der ganzen Gruppe (*Arm* als Vertreter der 1:sten Gruppe u. s. w).

können und müssen nämlich bei einer Einteilung in umfassendere Klassen drei Faktoren in Betracht gezogen werden: 1. die Gen.-Sing.-Endung, mit den drei Typen: *-es* oder *-s*, *-en* oder *-n*, keine Endung; 2. die Pluralendung, mit den vier Typen: *-e*, keine Endung, *-er* und *-en* oder *-n*; 3. das Fehlen oder Vorhandensein des Umlauts im Plural. Und da im allgemeinen ein gewisser Typus eines von diesen Faktoren keineswegs mit einem bestimmten Typus der übrigen Faktoren verbunden ist, erweist es sich als notwendig, bei der Klasseneinteilung einen Faktor den anderen unterzuordnen.

1. Das herkömmliche Klassifikationssystem giebt der Gestaltung der Pluralendung als Einteilungsprinzip den Vorrang. Für dasselbe ist weiter charakteristisch, dass die drei Gruppen 7)' 9) und 10), mit der gemeinsamen Pluralendung *-en* oder *-n*, auf zwei Hauptklassen (schwache und gemischte Deklination) verteilt werden, wogegen die übrigen drei Pluralendungen: *-e*, keine Endung und *-er*, als einer einzigen Hauptklasse (der starken Deklination) zugehörig aufgefasst werden. Dieses Übergewicht der Endung *-en* (*-n*) als Einteilungsprinzip gegenüber den übrigen Pluralendungen erscheint aber, von dem Standpunkte der jetzigen Sprache gesehen, durchaus unangemessen. — Gewöhnlich wird die Gruppe *Strahl* zur gemischten, die Gruppen *Bär* und *Frau* zur schwachen Deklination gerechnet. Was hierbei ganz besonders inkonsequent erscheint, ist, dass einerseits die Gruppen *Sohn (Arm)* und *Axt (Drangsal)* nicht nur als derselben Hauptklasse, sondern sogar als derselben Unterabteilung davon (der sogen. ersten Form der starken Deklination) zugehörig zusammengehalten werden, andererseits aber die Gruppen *Strahl* und *Frau* zwei verschiedene Hauptklassen bilden sollen. Denn ganz wie *Sohn* und *Axt* beide im Plural dieselbe Endung, im Gen. Sing. aber die eine Gruppe *-es* (*-s*), die andere keine Endung hat, so haben auch *Strahl* und *Frau* im Plural die gleiche Endung, im Gen. Sing. aber *-es (-s)* bezw. keine Endung. — Einige Grammatiker, wie *Blatz*,[1]) rechnen nun, und zwar aus sprachhistorischen Gründen, sowohl die Gruppe *Frau* als die Gruppe

[1]) *Fr. Blatz*, Neuhochdeutsche Grammatik. 3. Aufl. I—II (1895).

Strahl zu ein und derselben Deklinationsklasse. Aber auch diese Einteilung, nach der also die Gruppe *Bär* eine Klasse (die schwache), die Gruppen *Strahl* und *Frau* eine zweite Klasse (die gemischte), und alle übrigen Substantive eine einzige dritte Klasse (die starke Deklination) bilden, kann inbezug auf das Neuhochdeutsche von einer unbefangenen Untersuchung nicht als berechtigt bezeichnet werden. Denn wenn einmal die Gruppen *Strahl* und *Frau* eine besondere Hauptklasse bilden sollen, so könnten ebenfalls die Gruppen *Sohn (Arm)* und *Art (Drangsal)* beanspruchen, eine besondere Hauptklasse zu bilden, statt, wie nach dem gewöhnlichen System, mit den Gruppen *Apfel (Messer)* und *Wald (Lied)* zu einer Hauptklasse vereinigt zu werden. Und der Umstand, dass die Gruppe *Bär* auch im Gen. Sing. *-en (-n)* hat, sollte doch hier nicht ausschlaggebend sein, wo die Pluralendung in erster Linie in Betracht zu ziehen ist. — Das Fehlen des Umlauts in den Pluralformen von allen Substantiven mit der Pluralendung *-en*, *-n* kann ebensowenig die in den Grammatiken übliche Klassifikation berechtigen, da derselbe auch bei Substantiven mit anderen Pluralendungen oft fehlt.

Die in unseren Schulgrammatiken herkömliche Einteilung leidet also an der Ungleichförmigkeit, dass alle Substantive mit *-e*, keiner Endung und *-er* im Plural zu einer Hauptklasse gezählt werden, wogegen die Substantive mit der Pluralendung *-en (-n)* auf die zwei übrigen Hauptklassen verteilt sind. Das Verkehrte in dieser zu Gunsten der historischen Grammatik gemachten Klassifikation ist man nun aber bemüht gewesen, dadurch auszugleichen, dass die genannte erste Hauptklasse wiederum je nach den drei Gestaltungen der Pluralendung in drei untergeordnete Klassen geteilt wird. In der pädagogischen Praxis dürfte sich auch die Darstellung der Substantivdeklination meistens so gestalten, dass jede von diesen drei sogen. „Formen" (Heyse) der starken Deklination thatsächlich der gemischten und der schwachen Deklination beinahe gleichgestellt wird. Jedenfalls kann die Rede von der starken Deklination als einem einheitlichen Ganzen nicht verfehlen, bei dem Schüler Verwirrung anzustiften. Ist es doch unmöglich, ein gemeinsames, für

sämtliche sogen. starken Substantive zutreffendes positives Merkmal anzugeben.

Auch der Unterscheidung von Gruppen in der 1:sten und 2:ten Form der starken Deklination sowie in der schwachen Deklination ist gewöhnlich in den Schulgrammatiken nicht Rechnung getragen, indem die grundwesentliche Verschiedenheit der Feminina einerseits, der Maskulina und Neutra andererseits im Singular nicht deutlich zum Vorschein kommt. Ich berücksichtige hier die betreffenden Darstellungen in den bei uns allgemein gebräuchlichen Schulgrammatiken von *Calwagen* und von *Lindelöf-Öhquist*. *Calwagen* führt in der Tabelle über die Deklinationsendungen für den Gen. Sing. nur *-es*, *-s* und *-en -n* an, fügt zwar in einem mit feiner Schrift gedruckten Stücke hinzu, „dass die Feminina im Singular ungebeugt bleiben", aber wiederholt dann in den besonderen Abschnitten über die starke und schwache Deklination die ungenaue Angabe über die Endungen des Singulars („Gen. Sing. hat *-es (-s)*", bezw. „alle Kasus ausser dem Nom. Sing. haben *-en (-n)*"). Nur aus den Biegungsmustern der ersten starken, sowie der schwachen Deklination ist ersichtlich, dass im Singular die Gruppen *Drangsal*, *Art* nicht wie die Gruppen *Arm*, *Sohn*, die Gruppe *Frau* nicht wie die Gruppe *Bär* dekliniert wird; die kleine Gruppe *Mutter* ist dagegen in der dritten starken Deklination überhaupt nicht unter den Biegungsmustern vertreten. — *Lindelöf-Öhquist* geben keine Tabelle der Endungen; sie sagen in der Einleitung zu der Deklinationslehre, dass alle Feminina in der deutschen Sprache im Singular unveränderlich sind, und zählen nachher die Gruppen *Drangsal* und *Art* zur 1:sten Form der starken Deklination gleichwie die Gruppen *Arm* und *Sohn*, die Gruppe *Mutter* zur 2:ten Form der starken Deklination gleichwie die Gruppen *Messer* und *Apfel*, und *Frau* und *Bär* ebenfalls zu derselben Klasse, ohne durch die Einteilung oder durch Regeln die abweichende Biegung der femininen Gruppen hervorzuheben; sie geben jedoch für die Gruppen *Art*, *Mutter* und *Frau* besondere Biegungsmuster. — Ich finde, dass, wenn einmal, wie nach dem herrschenden Einteilungssystem, Substantive mit verschiedener Gestaltung des Gen. Sing. zu ein und derselben Klasse gezählt werden, eine solche Klasse dem ent-

sprechend in deutlich bezeichnete Unterklassen zerlegt werden sollte.

2. Wird einmal als oberstes Einteilungsprinzip die Gestaltung der Pluralendung aufgestellt, erscheint es mir also am natürlichsten und richtigsten, die Substantive nach der Pluralendung in vier einander gleichgestellte Hauptklassen einzuteilen und jede von diesen Hauptklassen, mit Ausnahme der Substantive mit der Pluralendung *-er*, je nach der Gestaltung des Gen. Sing. in zwei oder drei Unterabteilungen zerfallen zu lassen.

Diese Einteilung, gegen die sich sonst nichts Wesentliches einwenden lässt, ist jedoch mit einer m. E. nicht unbedeutenden Ungelegenheit verbunden. Sie betrifft die Stellung der Singularia tantum (die Gruppen 8 und 14 der obigen Tabelle). Solcher Substantive giebt es jedoch eine beträchtliche Menge, und sie sollten nicht einfach vernachlässigt werden. Es ist aber *eo ipso* unmöglich, denselben einen Platz in einem Deklinationssystem anzuweisen, das auf die verschiedene Gestaltung der Pluralformen aufgebaut ist. Sie können zu keiner der angenommenen vier Hauptklassen gezählt werden.

3. Als oberstes Einteilungsprinzip der Substantive das Fehlen oder Vorhandensein des Umlauts im Plural aufzustellen, kann nach meiner Auffassung nicht in Frage kommen. *Jakob Grimm* hat in seiner Deutschen Grammatik im Anschluss an seine Behandlung der Substantive in den älteren deutschen Sprachen auch betreffs des Neuhochdeutschen das Vorhandensein oder Fehlen des Umlauts als ein wichtiges Merkmal bei der Gruppierung betrachtet, und *Blatz* ist ihm gefolgt. Er teilt nämlich die starken Substantive in zwei Hauptklassen: nichtumlautende und umlautende, und diese wiederum in zwei Gruppen: einerseits Maskulina und Neutra, andererseits Feminina. Die Gruppen *Arm*, *Messer* und *Lied* werden folglich zu einer einzigen Deklinationsgruppe verbunden und dieser gegenüber eine Gruppe gestellt, welche *Sohn*, *Apfel* und *Wald* umfasst, was jedenfalls m. E. unmöglich zu billigen ist.

4. Es erübrigt nun zu untersuchen, ob eine Gruppierung der deutschen Substantive nach der Gestaltung der Singularformen als höchstes Einteilungsprinzip gegenüber den vorhin berührten

Klassifikationssystemen wesentliche Vorteile hat. Nach derselben sind sämtliche Substantive in drei grosse Deklinationsklassen einzuteilen, wovon die erste (Gen. Sing. *-es*, *-s*) die in der obigen Tabelle aufgeführten Gruppen 1—8, die zweite (Gen. Sing. *-en*, *-n*) die Gruppe 9, und die dritte (Gen. Sing. keine Endung) die Gruppen 10—14 umfasst. Die erste und die dritte dieser Hauptklassen zerfallen dann je nach der Gestaltung des Plurals in mehrere Unterklassen. Die Substantive der ersteren Hauptklasse haben nämlich im Plural entweder *-e*, keine Endung, *-er*, *-en (-n)*, oder ermangeln überhaupt der Pluralformen; die der dritten Hauptklasse haben im Plural entweder *-en (-n)*, *-e*, keine Endung [1]), oder auch sind sie Singularia tantum [2]).

Zunächst fällt in die Augen, dass die hier befolgte Hauptgruppierung zum Teil mit einem Geschlechtsunterschied zusammenfällt, indem die dritte Hauptklasse nur Feminina, und zwar sämtliche Substantive dieses Geschlechts umfasst. Eine Klassifikation muss aber um so natürlicher und angemessener erscheinen, je mehr die in eine Klasse zusammengefassten Wörter ähnliche Züge aufweisen, welche sie zugleich von anderen Klassen unterscheiden.

Auch die Gruppe *Bär*, zu der ebenfalls nur Substantive eines Geschlechts gehören, bildet infolge der durchaus eigentümlichen Gestaltung des Gen., Dat. und Ack. Sing., denen die gemeinsame Endung *-en*, *-n* eigen ist, eine sehr natürliche Hauptklasse der Deklination.

Gegenüber einer Einteilung nach den Pluralformen bietet die fragliche Einteilung nach den Singularformen weiter den Vorteil; dass auch die Singularia tantum im Systeme einen Platz finden können. In einer wissenschaftlichen Darstellung sollten die Singularia tantum der ersten und der dritten Haupt-

---

[1]) Zu der Gruppe ohne Pluralendung gehören nur *Mutter* und *Tochter*, da aber diese Pluralbildung bei maskulinen und neutralen Substantiven sehr gebräuchlich ist, ist man wohl zur Aufstellung dieser Gruppe als einer selbständigen Unterklasse berechtigt.

[2]) Eine auf dasselbe Prinzip gegründete Einteilung der neuhochdeutschen Substantive findet sich bei *Behaghel*, Die deutsche Sprache (1886), S. 165.

klasse je eine besondere Unterklasse bilden; in der Schulgrammatik kann man sich wohl damit begnügen, bei der Behandlung der allgemeinen Kennzeichen von jeder dieser Hauptklassen besonders zu erwähnen, dass viele hierhergehörige Substantive keinen Plural haben.

Wie schon oben berührt, variiert bei den maskulinen und neutralen Substantiven der ersten Hauptklasse die Endung des Gen. und des Dat. Sing. je nach der Beschaffenheit des Stammausgangs, indem ein Teil derselben im Gen. *-es* oder *-s* und im Dat. *-e* oder keine Endung, ein anderer Teil im Gen. immer *-es* und im Dat. *-e* oder keine Endung, noch andere endlich immer im Gen. *-s* und im Dat. keine Endung haben. Die erste und die zweite dieser Gestaltungen können, wie aus der obigen Tabelle ersichtlich, sowohl mit den Pluralendungen *-e, -er* als *-en (-n)*, die dritte Gestaltung sowohl mit keiner Pluralendung als mit der Pluralendung *-n* verbunden sein. Aus methodischen Gründen wäre es nun wünschenswert, dass dieser Wechsel der Singularendungen in der Grammatik in einem Zusammenhange behandelt würde, was aber bei der Einteilung nach den Singularendungen natürlicher erscheint als bei einer streng durchgeführten Klassifikation nach den Pluralendungen.

C. Ich finde also, dass die Einteilung der deutschen Substantive in drei Hauptklassen nach der Gestaltung der Singularformen gewisse Vorzüge hat vor der Einteilung in vier Hauptklassen nach der Pluralendung, und dass jene Einteilung daher eher als diese die in den grammatischen Lehrbüchern übliche, wegen ihrer augenfälligen Mängel m. E. nicht zu billigende Klassifikation ersetzen sollte.

Was die Benennungen jener drei Hauptklassen betrifft, könnte man sie entweder ganz einfach als die erste, die zweite und die dritte Deklination bezeichnen, oder auch, mit einer gewissen Verschiebung des Umfangs der bisherigen Termini, die Gruppen 1—8 die starke und die Gruppe 9 die schwache Deklination benennen, wozu als dritte Hauptklasse die feminine Deklination käme.

Die Unterabteilungen nach der Pluralendung innerhalb der ersten und der dritten Hauptklasse könnte man als die erste,

zweite etc. Klasse der ersten (starken) bzw. der dritten (femininen) Deklination unterscheiden.

Die 1:ste, 2:te und 3:te Klasse der 1:sten Deklination, sowie die 2:te Klasse der 3:ten Deklination umfassen je zwei Gruppen, wovon die eine sich durch das Fehlen, die andere durch das Vorhandensein des Umlauts im Plural auszeichnet; und zwar ist der Vokal des Singularstamms bei Wörtern, die im Plural keinen Umlaut haben, entweder ein umlautsfähiger (hinterer), oder ein nicht umlautsfähiger (vorderer). Dieses verschiedene Verhalten des Stammvokals müsste natürlich in der Darstellung des Lehrbuchs deutlich hervorgehoben sein, doch erachte ich es kaum für nötig, in der Schulgrammatik hier von zwei (drei) besonderen Deklinationsgruppen zu reden. — Dasselbe gilt um so eher betreffs des Vorhandenseins oder Fehlens des *-e* in den Endungen *-(e)s*, *-(e)*, *-(e)n*, wie auch betreffs einer Unterscheidung des maskulinen und des neutralen Geschlechts bei den vier Klassen der ersten Deklination [1]).

I. Uschakoff.

Besprechungen.

Edwin Hagfors, *Syntaktische Freiheiten bei Hans Sachs. An seinen Fabeln und Schwänken und Fastnachtsspielen dargestellt. I—II, 117+108 S. gross 4⁰. Helsingfors 1898—99. (Acta Societatis Scient. Fennicae).*

Diese verdienstvolle Abhandlung scheint den deutschen Fachgenossen

[1]) Um eine vollständige Einsicht in das Deklinationssystem der neuhochdeutschen Substantive zu gewinnen, wäre es, wie zu Anfang dieses Aufsatzes schon bemerkt, vonnöten, wenigstens die ungefähre Anzahl der zu jeder Gruppe und Klasse gehörigen Substantive festzustellen. Ich kann auf solche Untersuchungen hier nicht eingehen, bemerke nur, dass die statistischen Verhältnisse der Substantivflexion auch im Schulunterricht mehr als bisher geschehen ist berücksichtigt werden sollten. — Ausführliche Verzeichnisse von Substantiven der verschiedenen Deklinationsklassen finden sich in *J. Grimms* Deutscher Grammatik, bei *J. Kehrein*, Grammatik der neuhochdeutschen Sprache (1852), sowie bei *Blatz*, angef. Arbeit. Eine Vervollständigung und Berichtigung der von diesen Verfassern gegebenen Verzeichnisse mit Hülfe eines ausführlichen Wörterbuches und eine methodische Behandlung des so gewonnenen Materials wäre eine dankbare, wenn auch mühselige Aufgabe.

ganz unbekannt geblieben zu sein, nach dem zu urteilen, dass wir sie in keiner germanistischen Zeitschrift angezeigt gefunden haben. Um wenigstens den Kreisen, zu welchen unser Blatt reicht, ihre Existenz bekannt zu machen, mögen hier die nachfolgenden Andeutungen über ihren Inhalt und die Behandlungsweise des Verfassers gegeben werden.

Dr. Hagfors, der seine erste wissenschaftliche Arbeit auf dem Gebiete der griechischen Syntax machte und sich erst später dem Studium der neueren Philologie widmete, hat einmal früher sein Interesse für die deutsche Sprache der Renässancezeit bezeugt, indem er 1897 in unseren „Mémoires II“ eine Studie über die Substantivflexion im Faustbuch veröffentlichte. Seine weitläufige Darstellung der syntaktischen Eigentümlichkeiten bei Hans Sachs umfasst ein ungemein viel grösseres Material und ist in jeder Beziehung von grösserem Werte. So wie er seine Aufgabe gelöst hat, bildet seine Arbeit einen wichtigen und, wie wir glauben müssen, höchst willkommenen Beitrag zur Kentnis der deutschen Syntax einer in dieser Hinsicht noch wenig untersuchten Periode, und zu gleicher Zeit giebt sie ein sehr vielseitiges, ja vollständiges Bild der Sprache in den behandelten Litteraturwerken, welches wohl im grossen und ganzen für Hans Sachs überhaupt gelten kann.

In seiner Einteilung der syntaktischen Erscheinungen folgt der Verfasser weder dem herkömmlichen Schema, das sich mit den Wortklassen genau deckt (wie bei Erdmann und Mensing), noch geht er von Ries' System aus; dieses letztere war wohl noch nicht in der wissenschaftlichen Praxis angewandt worden, als Dr. Hagfors seine Arbeit in Angriff nahm, aber ich zweifle sehr, ob ihn die unbequeme Fülle der Abteilungen und Unterabteilungen in Behaghels Heliandsyntax und in Sütterlins Deutsche Sprache der Gegenwart besonders ermuntert hätte denselben Weg einzuschlagen. Er hat sich vielmehr hauptsächlich an die Darstellung der Syntax in Pauls Mhd. Gr. angeschlossen, freilich mit verschiedenen Abweichungen: der Stoff des ersten Teils ist somit in drei Kapitel, „Sparsamkeit im Ausdruck“, „Pleonasmus“ und „Verstösse gegen die Rektion“, von welchen das erste zwölf Unterabteilungen hat, gesondert; die zweite Hälfte der Arbeit umfasst wieder: „Inkongruenz“, „Tempora und Modi“, „Nominalformen des Verbums“, „Kontamination“, „Widerspruch zwischen dem logischen Satzverhältnis und dessen grammatischer Bezeichnung“, „Anakoluthie und verwandte Erscheinungen“. Grössere Kürze hätte möglicherweise erreicht werden können durch Verbindung einiger Unterabteilungen, aber das befolgte System giebt im Ganzen einen klaren Überblick und verlangt daneben auf jedem Schritt ein selbständig prüfendes Urteil bezüglich der Art der syntaktischen Erscheinungen. In dieser Hinsicht zeugen die Erwägungen des Verf:s in den allermeisten Fällen von reifer Überlegung und entwickeltem Sinn für die psychologische Beurteilung des Materials. Wenn man manchmal eine entschiedenere Stellungnahme bezüglich der nicht selten versuchten Erklärungen der syntaktischen Thatsachen wünschen könnte, so wird andererseits

die besonnene Vorsicht und die kluge Bescheidenheit, mit welcher Dr. H. auf ein selbständiges Urteil verzichtet, wo er es nicht hinreichend zu begründen vermag, auf jeden Leser vorteilhaft wirken.

Weniger einverstanden bin ich mit der Idee, Hans Sachs' Sprachgebrauch vom Standpunkte der modernen neuhochdeutschen Grammatik zu betrachten. „Unsere Abhandlung", sagt der Verf., „stellt sich die Aufgabe, wenigstens die Hauptpunkte ins Auge zu fassen, in denen Hans Sachs' Sprache von dem in formeller Hinsicht Normalen abweicht, in denen seine Syntax den Forderungen des grammatisch Korrekten nicht gerecht wird". Was ist aber für diese Epoche das „in formeller Hinsicht Normale?" Jedenfalls nicht das, was die moderne Grammatik dekretiert. Freilich nimmt der Verf. auch steten Bezug auf das Mittelhochdeutsche (d. h. die Syntax in Paul's Grammatik), und stellt dadurch oft seinen Gegenstand in interessante Beleuchtung; aber weder das eine noch das andere kann als „Norm" betrachtet werden für die Sprache der Renässance. Wollte der Verf. sich einmal auf diesen Standpunkt der „Freiheiten" stellen, so hätte er wohl noch am besten gethan, von Luthers Sprache auszugehen, dafür aber wäre es nötig gewesen, diese in syntaktischer Hinsicht genauer zu untersuchen als wie es bisher geschehen ist. Frankes und Wunderlichs diesbezügliche Arbeiten hat er fleissig benutzt und citiert, sie genügen aber nicht für alle behandelten Fälle. Auch Kehrein wird natürlich zu Rate gezogen, jedoch ohne bedeutenderen Gewinn, wie es scheint. Dagegen vermisst man Bezugnahme auf gleichzeitige Sprachlehren, wie Clajus, der in dem Neudruck bequem zugänglich ist; unter Spezialabhandlungen, die nicht konsultiert zu sein scheinen, nenne ich *Schrade*, Ungrammatische Schönheiten der Sprache (Zs. f. d. Spr. 9, 361, vgl. Jahresb. XVII, 33), *Ipsen*, Zur Syntax der Vergleichungssätze (dieselbe Zs. 9,258), *E. Frey*, die Temporalkonjunktionen der d. Spr. i. d. Übergangszeit vom Mhd. zum Nhd. (vgl. Litteraturblatt, 1895, 301), *L. Tobler*, Verkürzte Artikelformen nach Präpositionen im ält. Nhd. (Anz. f. d. A. 18,146). Klarer als das Verhältnis von Hans Sachs' Sprachgebrauch zu demjenigen seiner Zeitgenossen stellen sich nach His Methode die Beziehungen zwischen der Sprache des Meistersingers und der jetzigen uns dar. Als Quelle für die modernen „Freiheiten" beruft sich der Verf. hauptsächlich auf *Matthias'* bekanntes Buch Sprachleben und Sprachschäden, woneben auch Grimms Gr. und Wb., Heyse-Lyons Grammatik u. s. w. als Nachschlagebücher gedient haben. Man vermisst hier die Anwendung von *Andresen*, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, von *Sanders'* Wörterbüchern und Aufsätzen, sowie von verschiedenen Artikeln in der Zs. f. d. d. Unterricht, die hinein gehört hätten. Überhaupt hat die soeben besprochene methodische Auffassung des Themas eine gewisse Unsicherheit in Bezug auf die Beurteilung dieser relativen Verhältnisse herbeigeführt, woher dann auch natürlich folgt, dass ein eigentlicher Schwerpunkt der vergleichenden Behandlung nirgends zu finden ist. Hieraus kann man dem Verf. keinen Vorwurf machen, da er selbst ausdrücklich und prinzipiell auf eine solche

Behandlung des Stoffes verzichtet hat. Aber wenn er einmal von „syntaktischen Freiheiten" spricht, so involvirt das Bezugnahme auf andere Erscheinungen, und er ist selbst Schuld daran, wenn in dieser Hinsicht Ansprüche erhoben werden. Hätte er seine Arbeit nur als „syntaktische Studien" aufgefasst, so wäre er dem entgangen. Dann hätte ihm auch nicht die Frage, was aufzunehmen war und was wegzulassen, Schwierigkeiten bereitet wie jetzt, und der Leser hätte keinen Anlass gefunden in dieser Beziehung sich Fragen zu stellen, die jetzt von selbst erstehen und die der Verf. nicht ganz hat beantworten können. In dem Material laufen nämlich zuweilen Sachen mitunter, die man nur mit Schwierigkeit als „Freiheiten" betrachten wird, da sie Jahrhunderte lang in der Sprache gang und gäbe gewesen und gemeinschaftliches Gut aller Sprachen sind. So, um nur ein Beispiel zu nennen, unter der vom Verfasser ausserdem nicht ganz glücklich gewählten Benennung „Ellipse", die eingliedrigen Sätze *Wol einher! Wo naus so spat? Was da?* u. s. w.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Einzelheiten einzugehen, in welchen Ref. mit dem Verf. nicht gleicher Meinung ist. Ich will nur noch ein Paar Punkte hervorheben: für gewisse wichtige Erscheinungen wäre es gut gewesen, eine statistische Übersicht zu haben oder wenigstens eine Andeutung davon, wie zahlreich die „normalen" Fälle im Verhältnis zu den „Freiheiten" sind, — Verf. begnügt sich allzu oft mit Bezeichnungen wie „sehr häufig" „nicht selten" u. s. w. Verf. hat nicht ausser Acht gelassen, dass es sich um Versdenkmäler handelt und hat richtig die Reimnot als eventuellen Grund mehrerer Erscheinungen vorausgesetzt; das Metrum hätte auch berücksichtigt werden können. — Von besonderen Verdiensten der Arbeit hebe ich hervor, dass der Verf. bei seinem Gegenstande zuweilen syntaktische Konstruktionen zu belegen weiss, die man sonst nirgends in nhd. Sprache findet, wie *manig* und *was* mit nachfolgendem Prädikat in Plural, wie im Mhd. (II, 3, 6), Plural des Subst. mit Präd. im Sing. (auch wie oft im Mhd., II, 8). Verf. folgt Goetze's Ausgabe der Schriften; er findet einige Male Gelegenheit zu glücklichen textkritischen Verbesserungen, besonders in Bezug auf die Interpunktion; er fragt sich vielleicht zu selten, ob nicht der Grund einer oder der anderen Eigentümlichkeit in der Hds. oder im Textabdrucke liege.

Ich wiederhole: Dr. Hagfors' Arbeit liefert einen mit sorgsamem Fleiss, mit Verständnis und Geschick zusammengestellten Beitrag zur Geschichte der deutschen Syntax in der Renässancezeit, einen Beitrag, der um so willkommener sein dürfte, als es uns an dergleichen Untersuchungen aus dieser Epoche — und nicht nur da — empfindlich mangelt.

W. Söderhjelm.

Zeitschrift für deutsche Wortforschung, *herausgegeben von* ***Friedrich Kluge.*** *Verlag von Karl Trübner. Strassburg. I. Band: 1—3. Heft. Mai—September 1900.*

Durch die Begründung des neuen Fachorgans hat die germanistische Zeitschriftliteratur im vergangenen Jahre einen wertvollen Zuwachs erhalten.

Die deutsche Wortforschung hat besonders in letzter Zeit einen grossen Aufschwung genommen und mit Recht ist auf die Wichtigkeit dieses Forschungsgebietes schon des öfteren hingewiesen worden. Ich brauche nur zu erinnern, von welcher eminenten Bedeutung z. B. die chronologische Untersuchung der Worte nicht nur für die Sprachgeschichte sondern auch für kulturhistorische Zwecke ist. — Während aber die romanische Philologie schon längst eine besondere Zeitschrift für die Wortforschung in Ed. Wölfflins Archiv für lateinische Lexicographie besessen hat, hat die deutsche Philologie bisher eine solche vermisst. Allerdings haben verschiedene germanistische Zeitschriften auch dieses Forschungsgebiet gepflegt, aber ihr Zweck ist doch ein anderer und ihre Aufgaben sind zu mannigfach, als dass sie ihm gebührende Aufmerksamkeit hätten widmen können. Kluge kommt also mit der Begründung einer Zeitschrift für deutsche Wortforschung einem wahren Bedürfnis entgegen und das Erscheinen derselben ist in den germanistischen Kreisen gewiss schon mit Freude begrüsst worden.

Den Zweck der neuen Zeitschrift besagt ohne weitere Erklärungen der Titel. Es ist die Wortgeschichte, welche vor Allem hier kultiviert werden soll; die Worte sollen in ihrem Sein und Werden erörtert werden — nicht nur isoliert für sich, sondern auch in Gruppen und Zusammenhängen, wie diese sich eben im Leben der Sprache ergeben — die Wortforschung im weitesten Sinne des Wortes ist also die Hauptaufgabe der Klugeschen Zeitschrift.

Dass diese Aufgabe zu allgemeiner Befriedigung der Fachgenossen gelöst werden wird, dafür bürgt schon der Name des Herausgebers und das Verzeichnis der Mitarbeiter und davon legen auch die schon erschienenen Hefte Zeugnis ab.

Aus dem Inhalte möchte ich besonders hervorheben den interessanten Artikel über die Namen der Wochentage (Heft 2/3, S. 150—193), welcher in 6 Abschnitten die Namen der Wochentage in Babylon und Niniveh (Jensen), bei den Semiten (Nöldeke), bei den Griechen (Thumb), bei den Albanesen (Thumb), bei den Römern (Gundermann) und im Romanischen (Meyer-Lübke) behandelt. Auf den Inhalt der Zeitschrift kann ich hier nicht näher eingehen, ich will aber bemerken, dass neben streng wissenschaftlichen Artikeln, Mitteilungen von Glossen, Behandlung einzelner Worte u. s. w. sich darin auch manches findet, was für ein grösseres Publikum berechnet ist. Schon in seinem allbekannten etymologischen Wörterbuche hat Kluge meisterlich verstanden wissenschaftliche Strenge mit einer allgemeinfasslichen Darstellung zu verbinden und hat dadurch einen weiten Leserkreis gefunden; in seinen Büchern „Von Luther bis Lessing“ und „Die deutsche Studentensprache“ hat er die Resultate der Wissenschaft in anziehender und leichtverständlicher Weise diesem Leserkreis vorgetragen. Auch die Wahl der Artikel in seiner Zeitschrift zeigt, dass er die Interessen des grösseren Publikums nicht ausser Acht gelassen hat. Aus dem — wenn ich so sagen darf — populären Inhalte erwähne ich hier Richard Meyers Skizze „Der

Übermensch", welche die Geschichte des durch Nietzsche so bekannt gewordenen Begriffs und Ausdrucks behandelt; eine fesselnde Darstellung von Friedrichs des Grossen Verhältnis zu der deutschen Sprache (von G. Mentz, Heft 2/3, 194—226), welche seine Kenntnis und Auffassung fremder Sprachen erörtert und sein absprechendes Urteil über das Deutsche zu begründen versucht; ferner den hübschen kleinen Artikel Wölfflins über die Reduplikation in der Kindersprache u. A.

Den Lehrern der deutschen Sprache, welche ausser ihren pädagogischen Zeitschriften noch ein Fachorgan halten wollen, möchte ich die Zeitschrift für deutsche Wortforschung ganz besonders empfehlen. Der Preis ist 10 RM. pro Jahrgang; das vierte Heft vom Jahre 1900 wird demnächst erscheinen. *Hugo Palander.*

***E. Bourciez,** Précis historique de phonétique française. Nouvelle édition complètement refondue. Paris, C. Klincksieck, 1900. In-12. 250 pages. Prix 3 fr. 50 c.*

Cette nouvelle édition de l'excellent manuel de M. Bourciez est presque un nouvel ouvrage. M. B. ne s'est pas borné à faire des corrections de détail ou à ajouter par-ci par-là un paragraphe supplementaire, rendu nécessaire par les progrès de la philologie romane dans les dix dernières années; il a vraiment fait ce que le titre annonce: il a „complètement" refondu la première édition de son *Précis*. Parmi les additions les plus notables, il faut mentionner: 1) les 22 pages de l'Introduction que M. B. a consacrées à des „Notions de Phonétique générale"; 2) les remarques spéciales concernant le développement historique de certains sons particulièrement intéressants que M. B. a insérées dans le corps de l'ouvrage; et 3) un index des mots français traités dans le *Précis*. Toutes ces additions tendent à rendre l'ouvrage plus complet et, en même temps, plus commode. Tel qu'il est maintenant, c'est vraiment un livre d'enseignement modèle: correct (on pourrait peut-être chicaner l'auteur sur quelques bagatelles), parfaitement clair et très agréable à lire. En comparaison avec le Ier tome de la *Grammaire historique* de M. Nyrop (dont j'ai parlé dans cette revue, n:o 15/11—15/12 1899, pp. 10—11), le *Précis* de M. Bourciez est, certes, moins intéressant et moins varié, mais aussi il ne veut être qu'un „précis", „un *vade-mecum* commode à consulter". Et si maintenant quelqu'un me demandait confidentiellement, lequel des deux ouvrages je voudrais particulièrement recommander aux débutants de philologie romane, je lui répondrais tout aussi confidentiellement: „Tous les deux!" *A. Wallensköld.*

***E. S. Yrjö-Koskinen,** Suomalais-Ranskalainen Sanakirja. Dictionnaire Finnois-Française. Helsinki, Suomalaisen Kirjallisuuden Seuran Toimituksia, 94 osa, 1900, XVII+982 s. Preis: 20 M.*

Unter anderem ist in Schweden während der letzten Dezennien sehr fleissig auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts gearbeitet worden.

Wer dort an das Studium der neueren Sprachen geht, darf nicht über Mangel an Hilfsmitteln und Wörterbüchern klagen. Es ist selbstverständlich, dass die in Schweden herausgegebenen Wörterbücher auch bei uns grossen Nutzen denen gewähren, die der schwedischen Sprache ganz mächtig sind. Aber nur denen, denn ihre finnischen Brüder, die sich der neueren Sprachen befleissigen, haben in dieser Hinsicht beinahe hülflos dagestanden. Die Anzahl dieser letztgenannten ist allmählich grösser geworden, und demzufolge hat auch der Mangel an finnisch-deutschen und finnisch-französischen Wörterbüchern sich immer fühlbarer gemacht. Die Finnische Litteraturgesellschaft hat deswegen mit der Herausgabe des finnisch-französischen Wörterbuches, dessen Titel hier oben zu lesen ist, den französischen Studien bei uns einen guten Dienst geleistet.

Die Redaktion dieser Zeitschrift hat uns die Rezension des genannten Wörterbuches anvertraut. Um unsere Besprechung möglichst gründlich zu machen, hätten wir Zeit und Gelegenheit dazu haben müssen, die vorliegende Arbeit mit den Wörterbüchern zu vergleichen, welche der Verfasser gebraucht hat. Nur auf solche Weise wären wir im stande gewesen, dem Verfasser volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und hätten im Einzelnen konstatiren können, in welchem Masse die Fehler und Mängel, die seiner Arbeit wie allem Menschlichen anhaften, von ihm oder von seinen Hilfsquellen herrühren. Dies würde aber eine Sisyphosarbeit sein, welcher wir uns nicht annehmen wollen und welche unsere Geduld, so wie unsere Kräfte, auf eine zu harte Probe gestellt hätte. Wir müssen uns daher mit generellen Bemerkungen begnügen und nur einige Fragen prinzipieller Natur aufwerfen, die sich auf die Ausarbeitung eines modernen Wörterbuches überhaupt beziehen. Wir nehmen uns die Freiheit, zu sagen, dass wir über diese prinzipiellen Fragen mit den Ansichten des Verfassers nicht einverstanden sein können.

Wer heutzutage an die Herausgabe eines Wörterbuches geht, wird es sich angelegen sein lassen, die neuesten, besten und zuverlässigsten Hilfsquellen zu befragen. Uns scheint aber, dass der Verfasser dies nicht immer gethan hat. Daher müssen wir auch unsere Verwunderung darüber aussprechen, dass der Verfasser eben diejenigen Wörterbücher — und dazu noch die grösseren in einer verkürzten Auflage — zu Rate gezogen hat, deren Verzeichnis in der Vorrede S. X zu finden ist. Es drängt sich die Frage jedem Einsichtigen auf, warum der Verfasser es unterlassen hat, das ausgezeichnete *Dictionnaire général de la langue française* von Hatzfeld, Darmesteter und Thomas zu benutzen, das ihm nicht unbekannt sein dürfte und dessen er sich hätte bedienen können, je nachdem die einzelnen Lieferungen fertig wurden. Und hätte er doch das vorzügliche Wörterbuch von Sachs-Villatte statt eines vermutlich sehr obskuren und wenigstens mir auch dem Namen nach ganz unbekannten Lexikons von Sachs-Villars zu Rate gezogen! Oder sollte wirklich Herr „Villars“ nur durch einen sehr fatalen Druckfehler als Stellvertreter für den bewährten Altmeister am

Gymnasium Carolinum zu Neu-Strelitz neben Sachs figuriren? Von den schwedisch-französischen Wörterbüchern scheint der Verfasser das sehr zu empfehlende und zuverlässige Wörterbuch von Schulthess nicht zu kennen, da er nur das ziemlich veraltete und unvollständige von Berndtson als eine seiner Hilfsquellen erwähnt.

In Bezug auf die Nomenklatur ist es einem Lexikographen zwar unmöglich den Ansprüchen aller zu genügen. Wir wagen jedoch zu behaupten, dass das vorliegende Wörterbuch ein ganz anderes Gepräge tragen würde, wenn der Verfasser den grossen Wortschatz des Littré'schen Lexikons besser geprüft hätte als es geschehen ist. Wir müssen nämlich vermuten, dass Littré in seinem Wörterbuche sich bemüht hat, die grösste Vollständigkeit hinsichtlich des Wortschatzes zu erzielen. Bei Littré dürften dialektische Eigentümlichkeiten, Ausdrucksweisen des familiären und vulgären Lebens, gangbare Redensarten, die in der Schriftsprache selten oder niemals vorkommen, der Argot u. s. w. möglichste Aufnahme gefunden haben. Selbstverständlich hat Littré sie aber immer als solche bezeichnet, wie es auch andere Lexikographen unter Anwendung der Warnungszeichen zu thun pflegen. Dies hat unser Verfasser leider fast ganz und gar vernachlässigt. Dies ist umso mehr zu beklagen, als die französische Sprache ja hinsichtlich der Wahl der Redewendungen sehr empfindlich ist. Der Verfasser hat entweder die französischen Wörter auf einander gehäuft oder im Gegenteil öfters darauf verzichtet, französische Wörter und Ausdrücke zu berücksichtigen, die den betreffenden finnischen Begriffen entsprechen, um zu Umschreibungen, Definitionen und Begriffserklärungen seine Zuflucht zu nehmen. Wenn der Verfasser sich bemüht hätte, die Aufnahme echt französischer Wörter niemals zu unterlassen, wenn solche nur vorhanden sind, so wäre der Wert seiner Arbeit dadurch erhöht worden. Es finden sich in dem Werke sehr zahlreiche alte, oder gar archaistische Wörter neben Neologismen, welche zum Beispiel im Wörterbuche von Darmesteter keinen Platz gefunden baben. Der Verfasser ist sogar soweit gegangen, dass er finnischen Wörtern, welche in der Schrift- oder Kindersprache ganz gang und gäbe sind, triviale und vulgäre französische entgegenstellt. Es wäre Pedanterie jene Wörter und Redensarten nicht zu berücksichtigen, da sie nun einmal in der gesprochenen Sprache bestehen, denn der Wörterbuchbenutzende will nicht nur sprechen und schreiben, sondern das von einem Franzosen gehörte auch verstehen lernen. Aber, wir wiederholen es noch einmal, der Verfasser hätte unseres Erachtens diese charakteristischen Wörter, Ausdrucksweisen des familiären oder vulgären Lebens und die im figürlichen Sinne angewandten Redewendungen immer nur unter Bezeichnung als solche aufnehmen sollen.

Ebenso hat der Verfasser die Worterklärungen französischer Synonymen und sinnverwandter Ausdrücke meistenteils ausser Acht gelassen. Es nimmt uns Wunder, dass gerade dieser überaus wichtige Teil eines modernen Wörterbuches die gebührende Berücksichtigung nicht gefunden hat. Es wäre wohl kein grosses Stück Arbeit gewesen, die vorhandenen synonymi-

schen Handwörterbücher zu befragen. Die Synonymik ist die unerlässliche Bedingung für einen verständigen Gebrauch des Wörterbuches überhaupt. Dies wird jeder Sachkenner gestehen, dem es nicht nur um eine oberflächliche Bekanntschaft mit einem einzelnen Worte, sondern um die Fertigkeit zu thun ist, einen richtigen und bestimmten Ausdruck zu erwerben.

Wir können demnach das unwissenschaftliche Verfahren bei der Ausarbeitung des vorliegenden Wörterbuches nicht gutheissen. Unseres Erachtens ist das Wissenschaftliche dazu geeignet, ein gar nicht zu entbehrendes Mittel zum Erreichen auch rein praktischer Zwecke darzubieten. Alles Wissenschaftliche aber hat der Verfasser zu vermeiden versucht, und eben dieses Verfahren hat die Mehrzahl der in seiner Arbeit befindlichen Fehler und Mängel zur Folge gehabt.

Diese unsere Bemerkungen beziehen sich nur auf den französischen Teil des zu besprechenden Wörterbuches. Was den finnischen Teil, besonders die finnische Nomenklatur anbelangt, können wir uns als Neuphilolog kürzer fassen. So viel wir es zu beurteilen vermögen, glauben wir uns berechtigt zu sagen, dass der Verfasser sich bemüht hat, das Wesentliche vom finnischen Wortschatze zu berücksichtigen. Jedermann wird ermessen, dass in dem Wörterbuche einer lebenden Sprache, welche sich in fortwährender Arbeit und Umformung befindet, eine absolute Vollständigkeit leider nicht zu erreichen ist. Wir erlauben uns jedoch zu glauben, dass viele uns beipflichten werden, wenn wir unverhohlen den Verfasser fragen, warum der Wortschatz der neuesten finnischen Schriftsteller, zum Beispiel die Neologismen Juhani Aho's fast keine oder jedenfalls eine nur sehr geringe Aufnahme gefunden haben. Der Verfasser hätte bei der Prüfung über Aufnahme oder Nichtaufnahme der Wörter auf eine Menge ein und dasselbe ausdrückender Redewendungen verzichten sollen und können, um lieber die jetzt erwähnten Neuwörter seiner Arbeit einzuverleiben. Wenn französisch sprechende Ausländer Bekanntschaft mit unserer einheimischen Litteratur im Original machen wollen, so werden zweifelsohne eben die hervorragenden Schriften von Aho ihnen empfohlen. Es ist demnach die grösste Wahrscheinlichkeit vorhanden, dass mancher Leser in die Lage kommen wird, nach diesen nicht aufgenommenen Wörtern zu suchen, ohne die erforderliche Auskunft zu bekommen. Jedenfalls hätten die schönen und charakteristischen Aho'schen Neologismen weder die Übersichtlichkeit beeinträchtigt noch die Arbeit vergrössert, denn die Aufnahme gemachter Neuwörter, welche, um mit dem Verfasser zu reden, das vorliegende Wörterbuch nur erdrücken, hätte unserer Meinung nach als fast toter Wörterballast unterlassen werden können.

Wir können also nicht leugnen, dass wir für unseren Teil wesentliche Fehler und Mängel in der vorliegenden sonst fleissigen Arbeit getroffen haben. Um nur einige Belege anzuführen, mögen folgende Beispiele hier mitgeteilt werden.

Das Wort *promulgation* soll voimaan-astuminen; *gymnasiarque* voimistelunopettaja; *rafale impétueuse* noidanpuuska; *prolixité* nicht

nur pitkäpuheisuus sondern auch pitkäpiimäisyys; *facteur de pianos* piaanokauppias; *baccalauréat* nicht nur ylioppilas — sondern auch kandidaattitutkinto; *maître de la poste* keskievarin isäntä; *sauter (à qn) à la figure* lentää silmille bedeuten; u. s. w.

Der Verfasser schreibt: *se nettoyer avec l'eau*; *faire la mouche; faire le mont; crotte l. crottin du cheval; de qui avez-vous entendue l. apprise cette nouvelle* (sic!); *aiguille à tricot*; zweimal *le paroi*, ebenso zweimal *la socque; rapièceter; hableur; arsénal; inspecteur l. garde d'arsénal; rapage; se parjurer* in der Bedeutung von „tuomita väärin"; *bout de l'oreille* das heisst „Ohrläppchen" und *bout l. lobe d'oreille* „Stück von einem Ohre" unter dem Worte korvanipukka; *baiser, embrasser (qn)* in der Bedeutung von „antaa suuta".

Bisweilen, wo die katholischen Benennungen zu finden sind, vermisst man die protestantischen; z. B.: *curé, doyen rural.*

Es stehen ohne Unterschied neben einander z. B.: *livre de classe* und *livre classique; gaminerie* und *acte d'écolier; rédacteur en chef* und *gérant; aller à la campagne* und *aller aux champs; venir l. arriver à la campagne; sortir* und *prendre un goût de relent; permettre de gagner la terre l. le rivage, faire sortir de l'eau; permettre de passer à la campagne* und *laisser prendre un goût de relent; baie* und *lieu près de la porte;* und dergleichen mehr.

Der Verfasser gebraucht noch bei einigen Pronominen die veraltete Benennung „akkusatiivi" anstatt der in der Praxis allgemein üblichen „objektimuoto".

Durchs Zitieren der Druckfehler, deren es eine Menge giebt, wollen wir den Leser nicht ermüden; ebenso verzichten wir darauf, eine Auslese der Inkonsequenzen in der Orthographie und Bezeichnungsweise zu geben.

Wir sind jedoch weit davon entfernt, dem vorliegenden Wörterbuche Verdienst und Verwendbarkeit absprechen zu wollen. Denn es ist ein Werk, das bis jetzt in unserer Litteratur fehlte, und wird jedenfalls von grossem Nutzen sein. *A. R.*

***Alexis von Kraemer**. Villiers de l'Isle-Adam. En literatur-historisk studie. Helsingfors 1900. 174 + XIV pages 8°. (Thèse de doctorat).*

Le sujet de cette thèse est assez bien choisi. Le poète qui y est traité occupe une place à lui dans l'histoire littéraire de la France moderne. Il est en quelque sorte ce qu'on appelle un homme de transition, il marque la fin d'une phase et le commencement d'une autre, sa production représentant à la fois le romantisme et annonçant une nouvelle tendance littéraire, le symbolisme. Il est aussi à plusieurs égards un écrivain fort remarquable, doué d'une imagination brillante, indépendant dans ses conceptions, mais en même temps ses œuvres trahissent des influences plus variées que celles de tout autre parmi ses contemporains. Villiers doit à

son tempérament et à toutes ses tendances la malchance de ne pas avoir été compris par le public français pendant toute sa vie, pas plus que maintenant où, quoiqu'une douzaine d'années, à peu près, soient écoulées depuis sa mort, il n'occupe pas encore dans l'histoire de la littérature française la place qu'il mériterait bien, tant à cause de son talent que par la diversité de ses créations. Mais le lendemain de la mort n'est pas l'heure propice à l'équité. Aussi Petit de Julleville ne lui consacre-t-il que deux lignes dans son grand ouvrage, qui pourtant va jusqu'en 1900, et l'on cherche en vain son nom même dans un ouvrage aussi indépendant que la dernière histoire de la littérature française par Faguet. On fait par conséquent bonne œuvre en entreprenant une étude à propos de cet auteur, et ce sera toujours un honneur pour nous que l'historien qui a frayé la voie à son égard, soit un Finlandais. Il existe, certes, sur Villiers une quantité de monographies, mais la plupart sont écrites sous forme d'essais et, comme elles se bornent à examiner tel ou tel côté de ses travaux, on ne peut les considérer aucunement comme satisfaisantes ni comme une base sûre pour l'histoire de sa vie et de sa poésie.

C'est une affaire délicate que de traiter un sujet littéraire qui n'est pas encore suffisamment éloigné dans la perspective du temps. Mais d'une part l'œuvre de Villiers présente un ensemble parfaitement achevé, de l'autre elle est telle qu'en partie du moins elle se détache bien vite sur le fond historique, tandis qu'une autre partie, il est vrai, appartient au temps le plus moderne, étant d'une certaine importance pour un mouvement encore inachevé. Mais c'est justement par là que le poète exerce un irrésistible attrait et qu'il excite l'esprit de recherche, d'autant plus que les coryphées de l'école symbolique ont été liés avec lui par des relations d'amitié et d'admiration, circonstance dont l'auteur a su se servir au profit de son ouvrage.

Malheureusement il n'a pas tiré les conclusions purement littéraires et historiques que rien ne l'aurait empêché de faire et qui me semblent presque nécessaires dans une dissertation de ce genre. Je sais bien apprécier le mérite de la saine critique qui à ce point a conduit le raisonnement de l'auteur: il s'est interdit tout jugement trop hâtivement arrêté et fondé sur des prémisses encore insuffisamment assurées, et il n'a pas voulu assigner à son auteur une place que la postérité lui refuserait peut-être. Pourtant je persiste à prétendre qu'une appréciation comparative de l'œuvre de Villiers aurait pu se faire sans aucun risque, et qu'au moins une tentative dans cette direction aurait été à souhaiter.

Je saisis en même temps l'occasion pour faire une autre remarque générale et importante à propos de la méthode de M. v. Kraemer. Il a divisé son ouvrage en chapitres. A ceux qui traitent de la vie de l'auteur, ses poèmes lyriques et dramatiques, ses romans et nouvelles, il a ajouté encore deux: „le monde intellectuel de Villiers“ et „Villiers styliste“. Cette division n'est pas dépourvue d'avantages, mais elle enlève à

l'auteur l'occasion de traiter dans un aperçu comparatif et approfondi le développement du poète ainsi que d'autres questions générales. Les différents chapitres contiennent bien une caractéristique des types de Villiers, mais ceux-ci se retrouvant à peu près pareils dans ses différents ouvrages, un résumé aurait été de rigueur. Aussi l'auteur y aurait-il pu placer un coup d'œil sur tous les côtés de l'œuvre littéraire de Villiers dont il y aurait pu faire ressortir en pleine lumière les qualités grandioses et brillantes. L'auteur a cependant conçu son travail d'une toute autre manière, et la conséquence en est une analyse et une étude minutieuse des détails. La critique y a beaucoup gagné, cela va sans dire; mais cette méthode a nui à l'effet de l'ensemble. En général la synthèse n'est pas son fort; la dissertation le prouve suffisamment. On y reconnaît un auteur encore inhabile à rassembler autour d'un centre commun les éléments qu'isole son analyse. Il ne sait pas encore modeler sa matière, pour ainsi dire; la forme paraît en général lui causer un embarras persistant, chose qui dans un travail sur un sujet littéraire ressort encore plus qu'ailleurs. Il est curieux de remarquer souvent des constructions et des phrases qui rappellent le style français; je crois que l'auteur aurait bien fait d'écrire sa thèse en français, car il possède cette langue mieux que la plupart de nos jeunes philologues, et il aurait trouvé par là un moyen de faire connaître son travail dans des cercles littéraires à l'étranger.

La biographie, qui forme le premier chapitre, a de réels mérites. C'est la première histoire complète de la vie de Villiers; elle contient non seulement des corrections importantes à l'ouvrage connu de Du Pontavice de Heussey, mais aussi des informations toutes nouvelles. L'auteur les a puisées en partie dans des sources orales qui depuis lors ont tari. Malheureusement cette biographie souffre de certaines imperfections. Ici le même défaut qu'ailleurs, le manque d'unité; par là la personnalité même reste vague et indécise. En outre l'auteur ne prend pas soin de peindre le milieu littéraire et social à Paris, où Villiers entra à son arrivée de la province. Dans les questions chronologiques l'exactitude et la précision lui manquent quelquefois. Malgré l'importance qu'il attache aux détails, il ne s'est pas servi de ses matériaux aussi largement qu'il aurait pu le faire au profit de son exposé. Dans le chapitre sur les poèmes lyriques, dont le contenu est parfois inexactement rendu, on aurait désiré tout au moins une tentative de résumer les traits caractéristiques des poèmes et les influences littéraires que V. a subies. La troisième partie consacrée aux pièces dramatiques commence par une analyse détaillée où il n'y a que quelques petits détails qui soient inexacts. Suit enfin une longue description traitant des personnages des pièces, de leurs rapports entre eux et avec l'histoire etc. Les observations de l'auteur sont justes au fond, mais trop fragmentaires. On cherche entre autres en vain une caractéristique approfondie de la pièce si remarquable, „La Révolte“, où se présente une espèce de Nora dix ans avant de figurer dans le Dukkehjem d'Ibsen. On y

aurait désiré une étude plus détaillée concernant la qualité et le développement de la technique du poète dans ses drames.

Le chapitre sur les romans est en partie consacré à ce livre singulier qui est „L'Ève future", et duquel l'auteur donne une appréciation fort attrayante et complète. Il y saisit l'occasion de rectifier les anciennes interprétations fausses et incomplètes du roman. Le chapitre suivant est consacré aux nouvelles qui de toute la production de Villiers vivront peut-être le plus longtemps. En caractérisant le type du petit bourgeois que Villiers aime à flageller, Tribulat Bonhomet, l'auteur aurait pu entrer dans beaucoup plus de détails; il en est de même au sujet des rapports entre Villiers et ses devanciers et successeurs dans certains genres de la littérature nouvellistique. Dans le chapitre intitulé „Le monde intellectuel de Villiers" les idées philosophiques du poète sont analysées pour la plupart d'une manière juste et sympathique. Toutefois l'auteur aurait dû pénétrer plus au fond, surtout il aurait dû mieux mettre en lumière le passage du poète de la philosophie de Hegel à celle de Fichte et Schelling. Il ne manque pas d'indications sur ce point dans la littérature; l'auteur aurait bien fait de s'en emparer pour les développer et par là il serait arrivé à des résultats intéressants. Le dernier chapitre traite un peu superficiellement du style et de la langue de Villiers — mieux aurait valu l'envisager comme artiste en général. Quant à la prose de Villiers, l'auteur fait quelques observations trés fines et originales. Il y trouve même un principe de rythme — la division de la phrase en trois parties bien distinctes — dont l'existence est en effet très probable, mais qui aurait dû être démontré par plus de preuves que l'auteur n'en a donné. Du reste le chapitre n'est pas complet; il aurait fallu y ajouter des recherches sur certains phénomènes dans le style et la syntaxe. Le dernier chapitre contient une bibliographie soigneusement établie de tous les écrits de Villiers, aussi bien ceux qui ont été publiés à part que ceux qui ont paru dans les journaux et les revues.

En résumé, ce qu'on peut dire de cette dissertation, c'est qu'elle souffre de certaines faiblesses et lacunes, et qu'elle prouve un défaut sensible d'habitude de mener à bien une étude pareille. Mais d'autre part il faut reconnaître que la qualité du sujet a mis à l'épreuve, et même à un très haut degré, la perspicacité esthétique et le don d'embrasser les choses d'un coup d'œil. Les jugements sont toujours justes, la méthode adoptée par l'auteur a été appliquée d'une manière conséquente, il a fourni de nombreuses contributions non seulement à la biographie de Villiers, mais aussi à la caractéristique de cet auteur en qualité de poète, de penseur et d'artiste, et par là, sa thèse fournit des données intéressantes à l'histoire de la littérature moderne.

J'ose espérer que l'auteur fera connaître ces résultats aux étrangers qui s'intéressent pour son sujet, par une traduction française de sa thèse; en y introduisant quelques améliorations, surtout dans la forme, il pourra être sûr que son livre sera lu partout avec intérêt et avec profit.

W. Söderhjelm.

***Dr. R. Kron,** Die Methode Gouin oder das Serien-System in Theorie und Praxis. Zweite, ergänzte Auflage. Marburg, N. 3. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1900. 181 S. 8⁰.*

Vor einigen Jahren wurde im Neuphilologischen Verein die Methode Gouin besprochen. Unter den Anwesenden machte sich im Allgemeinen eine ablehnende Haltung geltend. Man fand die Methode allzu seelenlos, kindisch und ermüdend. Es muss jedoch zugestanden werden, dass wohl nur der Ref. — der sich übrigens auch ablehnend verhielt — die Sache ordentlich durchdacht hatte. Wer sich für ausschliesslich praktische Sprach-erlernung interessiert, findet in Dr. Krons Buche das beste Mittel sich über diese vielbesprochene Methode ordentlich zu orientieren, und wenn es auch nicht so weit gehen will wie Gouin, kann es ihm jedenfalls viele gute Winke geben. Man nimmt zuweilen Anstoss an dem übertriebenen Tone; wenn in der Lebensbeschreibung Gouins erzählt wird, wie er sich zehn Monate in Deutschland aufhielt und „so gut wie gar kein Deutsch lernte", obgleich er Grammatik und Wörterbücher auswendig studierte, 7—8 Stunden täglich im Kolleg sass und sich sonst auf jede Weise bemühte, so ist es nicht zu verwundern, dass ihm das maschinenmässige Einpauken als das einzig vernünftige vorkam. Aber solche Begabungen giebt es ja viele, und für sie scheint die Methode passend genug zu sein; andere laufen freilich Gefahr vor Langeweile zu sterben bevor sie noch über das berühmte Kapitel des Thüröffnens hinweg sind. *W. S.*

***Dr. O. Boerner** und **Dr. Fr. Schmitz,** Lehrbuch der französischen Sprache. Ausg. D. I Abt. Unterstufe. Leipzig u. Berlin 1901. 198 S. 8⁰.*

Eine frühere Abteilung dieses Unterrichtswerkes wurde in unserer letzten Nummer besprochen. Die jetzt vorliegende, für „preussische Realanstalten" besonders bestimmte, hat dieselben Verdienste wie jene: Vollständigkeit und praktische Einrichtung. Auch hier giebt es aber des Guten fast zu viel. Der Inhalt ist folgender: eine Laut- und Buchstabenlehre, Übersetzungsübungen mit vorangehenden grammatikalischen Einleitungen und nachfolgenden Dialog- und Conversationsübungen, dann ein Anhang in fünf Abteilungen, nämlich „Récitation" oder kleinere poetische Stücke, „Mélodies", „Lectures" oder 20 Prosastücke, „Thèmes" oder deutscher Übersetzungsstoff zu Lektion 1—32 des Hauptteils, ein Bild für Anschauung, phonetische Umschrift der Leseübungen Seite 1—6 und „Vocabulaire" zu St. 1—32. Und das Alles innerhalb 198 Seiten!

Der Erfahrung nach, die man bei uns mit Söderhjelm-Töttermans frz. Elementarbuche gemacht hat, ist es nicht gelungen, Lesestücke zur Exemplifizierung gewisser grammatischer Erscheinungen zu verfertigen. Deshalb wurde auch in der zweiten Auflage des genannten Lehrbuches (dessen erste Auflage nach Bierbaum bearbeitet war) eine ganz andere Methode beobachtet: statt Übungsstücke im Anschluss an grammatische Regeln und

nach ihnen künstlich zu präpariren, wurden grammatische Übungen im Anschluss an die echt französischen Lesestücke gegeben, und dies hat sich entschieden als viel vernünftiger erwiesen, wie es ja auch vom rein sprachlichen Standpunkte besser ist. Da nun der grösste Teil des vorliegenden Buches aus solchen exemplizierenden Lesestücken besteht, wobei man von Grammatikregeln *ausgeht*, statt sie zu *finden*, trägt es in unseren Augen ein etwas veraltetes Gepräge; dies hindert aber nicht, dass andere Teile trefflich zusammengestellt sind und dass das ganze Buch einen Lehrstoff bietet, der es erlaubt dem frz. Unterricht die solideste Grundlage zu geben.

W. S.

Zeitschriften-Rundschau.

Verzeichnis der Zeitschriften indogermanischer, germanischer und romanischer Philologie in der Universitäts-Bibliothek zu Helsingfors.

Beiträge zur Kunde der idg. Sprachen. (*Bezzenberger*). Bd. 1 ff. Göttingen.

Indogermanische Forschungen. Mit dem Beiblatt: Anzeiger für idg. Sprach- und Altertumskunde: Bd. 1 ff. Strassburg.

Nordisk Tidskrift for Filologi. Bd. 1 ff. Kjøbenhavn.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete der idg. Sprachen. (*Kuhn*). Bd. 1 ff. Gütersloh.

Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft. (*Techmer*). Bd. 1 ff. Leipzig.

Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. (*Lazarus u. Steinthal*). Bd. 1—20. Berlin.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur. (*Paul u. Braune*). Bd. 1 ff. Halle a. S.

Germania. Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde. Bd. 1—37. Wien.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Bd. 1 ff. Berlin.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. Bd. 1 ff Leipzig.

Die neueren Sprachen. Zeitschrift für den neusprachlichen Unterricht. Mit dem Beiblatt: Phonetische Studien. (*Vietor*). Bd. 1 ff. Marburg.

Phonetische Studien. Bd. 1 ff. (*Vietor*). Sieh die Neueren Sprachen.

Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur. (*Koschwitz u. Behrens*). Bd. 1 ff. Berlin.

Zeitschrift für romanische Philologie. (*Gröber*). Bd. 1 ff. Halle.

In der Zeitschriftenrundschau werden die oben aufgezählten Zeitschriften referiert und besprochen, soweit ihr Inhalt das Interesse der Leser dieses Blattes beanspruchen kann. Besonders wird auf den Inhalt der Neueren Sprachen Gewicht gelegt, da diese Zeitschrift ja vor Allem pädagogischen Zwecken dient.

Die Neueren Sprachen: VIII, (Dez. 1900): *R. Lenz*, Über Ursprung und Entwicklung der Sprache mit besonderer Berücksichtigung von Jespersens Progress in language. (Forts. folgt).

K. A. Martin Hartmann, Wie haben sich die Lehrer der französischen Sprache in Deutschland zum Erlasse des französischen Unterrichtsministers Georges Leygues vom 31. Juli d. J. betr. Vereinfachung des Unterrichts in der französischen Syntax zu stellen?

Die Frage: Was will zunächst der Erlass, beantwortet der bekannte Philologe und Pädagoge folgenderweise: „Der Erlass ist ein Toleranzedikt auf dem Gebiete des grammatischen Unterrichts. Nicht eine grundstürzende Änderung wird eingeführt, sondern es wird vielmehr . . . . Duldung verlangt für Nichtbeachtung bisher geübter Regeln." Verf. betrachtet dann einige Einzelfälle des Erlasses und giebt einen Überblick der Entstehungsgeschichte derselben. Für „selbstverständlich" hält er es, dass der neue Erlass, der als ein Ganzes genommen werden muss, „auch für den französischen Unterricht der höheren Schulen Deutschlands in Kraft zu treten habe". Aber diese „Inkrafttretung" solle nicht sogleich erfolgen. Es sei zu vermeiden, „eingreifende Änderungen" mitten in einem Schuljahre eintreten zu lassen. Doch solle man sich schon jetzt so einrichten, dass „solche Abweichungen vom bisherigen Gebrauche, die in der Liste des Reformerlasses freigegeben sind, den Schülern als schwere Fehler" nicht angerechnet werden. — Dieser Aufsatz, der als Vortrag im Verein für neuere Philologie zu Leipzig gehalten worden ist, veranlasste dabei folgende Resolution: „Der Verein begrüsst den Erlass des französischen Unterrichtsministers . . . . als einen bedeutenden Schritt zu Erleichterung der Lehr- und Lernarbeit im Unterricht der französischen Sprache, erklärt die Anwendung dieses Erlasses auch in den deutschen Schulen für unabweislich, drückt aber zugleich die Meinung aus, dass diese Anwendung nicht vor Beginn des neuen Schuljahres zu geschehen habe".

VIII, 9: *R. Lenz*, Über Ursprung und Entwicklung der Sprache. (Schluss folgt).

J. Ackerknecht, Zur Aussprache des Schriftdeutschen. (Schluss folgt.)

J. Melon, L'enseignement des langues vivantes en Belgique.

Der Aufsatz enthält das Cirkulär, wodurch das Unterrichtsministerium in Belgien das ausführliche Programm (nach der s. g. neuen Methode) für den Unterricht der modernen Sprachen in den belgischen Schulen feststellt. Ferner eine „bibliographisch-kritische Übersicht der neusprachlichen Reformliteratur in Belgien von 1888 - 1900 (Sept.)" als Komplement zu Breymanns Bibliographie.

H. Heim, Die Reform der französischen Syntax und Ortographie.

Meistenteils ein Auszug aus einem Aufsatz des Journal des Débats vom 27. Dez. 1900, wo der Standpunkt der Académie française zu dem Reformedikte des Ministeriums dargelegt wird. Aus dem Bericht, den die Academie erlassen hat, geht hervor, dass sie in einigen Fällen konservativer,

in anderen wieder liberaler als das Ministerium gewesen ist. Doch scheint es „zu einer Einigung über die Reform" zwischen der Academie und dem Ministerium zu kommen und es ist wohl zu hoffen, dass die Neuerungen dann „in kategorischer Form" *vorgeschrieben* und ihre Ausführung nicht mehr als willkürlich dargestellt werden.

Der Bericht der Academie wird im Februarheft der N. Spr. vollständig abgedruckt werden. *M. W.*

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1900—1901.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 29. September 1900, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 17 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Frühjahrssemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Schriftführer verlas den Jahresbericht über das akademische Jahr 1899—1900.

§ 3.

Man schritt zu der im Statut vorgeschriebenen Wahl des Vorstandes und der Revisoren. Vor der Wahl bat Dr. Lindelöf bei der Besetzung des Schriftführeramtes nicht weiter in Betracht gezogen zu werden. Nachdem der Verein in dies Verlangen eingewilligt hatte, wurden gewählt als: erster Vorsitzender Professor *W. Söderhjelm;* zweiter Vorsitzender Dozent Dr. *A. Wallensköld;* als Schriftführer Lektor Dr. *J. Uschakoff* und zu Revisoren Fräulein *A. Grotenfelt* und Magister *P. Warén.*

§ 4.

Professor *Söderhjelm* erstattete einen Bericht über den im letzten Sommer erschienenen Erlass, betr. einige Reformen der französischen Syntax und Ortographie. — Auf den Vortrag folgte eine Diskussion, die sich besonders darum drehte, welche Stellung die Lehrer der französischen Sprache unserer Schulen zu jenem Erlasse einnehmen sollten. — Der Verein beschloss den Erlass in den Neuphil. Mitteilungen abdrucken zu lassen. (Vgl. Neuph. Mitteil. 15. Sept.-Okt. 1900).

§ 5.

Professor *Söderhjelm* referierte Suchier's und Birch-Hirschfeld's „Geschichte der französischen Litteratur."

In fidem:
Uno Lindelöf.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 27. Oktober, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 17 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Dr. *Uschakoff* erklärte das Schriftführeramt wegen Zeitmangels nicht annehmen zu können. Statt seiner wurde Magister *M. Wasenius* zum Schriftführer gewählt.

§ 3.

Professor *Söderhjelm* referierte einige neu erschienene Bücher über moderne Sprachen: *Anatole France,* Le livre de mon ami, neu herausgegeben und mit einem Kommentar versehen von *Emile Rodhe.* — *Emile Rodhe,* La' nouvelle réforme de l'ortographe et de la syntaxe française. — *Koschwitz,* Anleitung zum Studium der französischen Philologie. (2. Aufl.). — *Boerner-Pilz,* Französisches Lesebuch, insbesondere für Seminare.

§ 4.

Lektor *Poirot* entwickelte in deutscher Sprache eine von ihm aufgestellte Theorie über den Einfluss des sogen. stummen *e* auf die Aussprache im Französischen. Teils verlängert ein stummes *e* den Schlussvokal, teils macht es die Tonhöhe des Schlussvokals tiefer. Der *i*-Laut in *prairie* ist länger und gutturaler als der *i*-Laut in *cueilli,* weshalb diese zwei Wörter auch als Reimpaar schlecht klingen. Ein Schlusskonsonant, wie auch der Vokal der vorhergehenden Silbe, können ebenso durch ein stummes *e* verändert werden. Verschiedenheit in Bezug auf Quantität und Tonhöhe unter dem Einflusse eines stummen resp. femininen *e* ist etwas Charakteristisches für mask. und fem. Formen geworden; so ist Differenzierung in der Aussprache der beiden Genera, z. B. bei *habile* zu beobachten. Sekundär tritt die Verschiedenheit der Aussprache auch bei mask. und fem. Substantiven mit demselben Suffix zu Tage (z. B. le *bonheur,* la *chaleur)* wie auch bei Eigennamen (Familiennamen) je nachdem, ob von einem männlichen oder weiblichen Individuum die Rede ist. — Diese Theorie bezieht sich nur auf die *oil*-Dialekte.

Dr. *Lindelöf* und Prof. *Söderhjelm* zollten den Beobachtungen Lektor Poirot's viel Anerkennung, empfahlen aber, dieselben noch über ein grösseres Material auszudehnen und mit Hülfe phonetischer Instrumente zu kontrollieren.

Dr. *Uschakoff* hob hervor, dass diese Theorie nur teilweise neu sei und Prof. *Mandelstam* meinte, die Volkssprache sollte mehr in Betracht gezogen werden als Lektor P. es gethan habe.

§ 5.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Fräulein Edith Sundell und Dr. Gustav Schmidt.

In fidem:
Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 17. November 1900, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 14 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Dr. *Uschakoff* hielt einen Vortrag über „Die Einteilung der deutschen Substantive in Deklinationsklassen." (Vgl. Neuphil. Mitteil. S. 1 dieses Heftes.)

Dr. *Lindelöf* meinte, dass die durch Dr. U.'s Deklinationssystem erzielte Vereinfachung nicht gross sei. Die drei Einteilungsgruppen würden sich auch hier in eine Menge Unterabteilungen spalten. Ein Vorteil dieses Systems sei allerdings, dass die Feminina dadurch eine Gruppe für sich bildeten. — Prof. *Söderhjelm* fand die Einteilung klar und einfach; vom wissenschaftlichen Standpunkte wollte er dieselbe ebenso wenig wie Lektor *Poirot* empfehlen. — Dr. *Wallensköld* meinte, im Gegensatz zu den übrigen Rednern, dass der für diese Einteilung am meisten sprechende Umstand die Stellung sei, die die Singularia tantum erhalten würden.

§ 3.

Dr. *Wallensköld* referierte Fr. Wulff's „De franska historiska tempora, minnesblad för lärare och studerande." — Eine kürzere Diskussion folgte.

§ 4.

Als Mitglied des Vereins wurde vorgeschlagen und gewählt: Student Oiva Tallgren.

In fidem:
Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 1. December 1900, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 20 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Dr. *Hagfors* hielt einen Vortrag im Anschluss an Dr. Baerwald's Broschüre „Eignet sich der Unterricht im Sprechen und Schreiben fremder Sprachen für die Schule?" (Vergl. Neuphil. Mitteil. 15. Nov.-Dez. 1900.)

Dr. *Lindelöf* fand die Idee eines rezeptiven Unterrichts ansprechend. Das Hauptgewicht beim Sprachunterricht müsse auf die Lektüre gelegt werden, wie auch das Hauptziel der Schüler sei, einen Text in der fremden Sprache unbehindert verstehen zu können. Sprechübungen nach der imitativen Methode seien unsympatisch und unintelligent, weil man dabei spricht nur um zu sprechen und das Denken ganz zur Nebensache wird. — Prof. *Söderhjelm* betrachtete ebenfalls als erstes Ziel des Sprachunterrichts das Verstehen eines fremdsprachlichen Textes. Ein produktiver Unterricht könne sich aber damit vereinen lassen. Sprechübungen seien im Anschluss an eine Lektüre, die sich dafür eignet, wohl angebracht als eine Sprechübung, die nicht verhindert, dass auch auf den Inhalt genügendes Gewicht gelegt wird. Solche Sprechübungen als unintelligent zu bezeichnen sei ein wenig übertrieben. Auch die Schreibübungen sollten nicht ausgeschlossen werden; es ist jedenfalls nützlich, eine fremde Sprache auch ein wenig schreiben zu können.

Frau Professor *Freudenthal* hielt es für notwendig die Schreibübungen zu behalten um eine Sprache korrekt zu erlernen.

Dr. *Wallensköld* stimmte Prof. Söderhjelm bei. Durch einen produktiven Unterricht werde die Sprache auch besser dem Gedächtnis der Schüler eingeprägt; bei blossem rezeptiven Unterricht werde dagegen dem Raten ein zu grosser Spielraum gewährt.

Lektor *Öhquist* wünschte, wie der Verf. der Broschüre, einen rez. Unterricht. Doch sei ein produktiver Unterricht im Anfangsstadium notwendig, besonders in den Schulen, wo der Unterricht in den fremden Sprachen schon in den untersten Klassen beginnt. Gerade in diesem Stadium sei der produktive Unterricht am dankbarsten und werde von den Schülern als anregende Übung geschätzt. In den höheren Klassen müsse derselbe immer mehr rezeptiv werden. In klassischen Lyzeen könne man schon recht bald zum rezeptiven Unterricht übergehen.

§ 3.

Professor *Söderhjelm* referierte Cederschiölds Buch „Om kvinnospråk och andra ämnen."

§ 4.

Der Vorsitzende stellte dem Verein anheim, ob die Neuphilologischen Mitteilungen auch fernerhin herausgegeben werden sollten. Es wurde beschlossen, den Vorstand zu beauftragen, darüber zu entscheiden.

In fidem:
Matias Wasenius.

Mitteilungen.

Dr. *A. Wallensköld* hat in der *Revue des langues romanes*, t. XLIII (1900), pp. 161—174 die *Festgabe für Gustaf Gröber: Beiträge zur romanischen Philologie* besprochen.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/4— 15 5 Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. W. Söderhjelm) zu senden. 1901

Sur les „Orientales".

Le présent article ne veut pas être une étude complète sur les *Orientales*: il se propose un but surtout pratique et pédagogique, en indiquant aux étudiants et aux candidats au *läraxekandidatexamen* (mention *laudatur*), par une application à une œuvre donnée, une méthode générale pour approfondir et exposer les questions littéraires. En outre, il pourra fournir aux personnes s'intéressant à Victor Hugo, sur un de ses recueils les plus célèbres, quelques points de vue propres à en faciliter l'intelligence. — On se bornera d'ailleurs à esquisser un sommaire des recherches et des développements à faire.

I. Genèse de l'ouvrage.

Il faut d'abord replacer les *Orientales* dans le milieu d'événements et d'idées politiques ou artistiques qui leur ont donné naissance. Cette première démarche, toujours utile pour interprêter une œuvre, est indispensable pour celles de Victor Hugo, qui ont été souvent des „œuvres de circonstance", ainsi que leur auteur s'en est bien rendu compte lui-même (*Feuilles d'automne*, I, vers 61—66).

On constate de suite, en étudiant la littérature d'alors, que les *Orientales* ne sont que la plus connue d'une foule de productions littéraires apparues entre 1820 et 1830, et traitant de l'Orient, de la Grèce ou de l'Espagne. De là la nécessité d'étendre les recherches au mouvement orientaliste de cette époque. — Il existe trois courants principaux: orientalisme

proprement dit, philhellénisme, hispanisme. D'autre part, ces courants coexistent dans la littérature européenne et dans tous les arts. On se trouve ainsi amené à une étude sommaire de l'orientalisme au début du siècle [1]).

A. Orientalisme. Il occupe peu de place dans les *Orientales* (pièces 24, 26, 27, 28, 38, 39, et surtout les notes avec les fragments de traductions fournies à V. Hugo par son ami E. Fouinet [2]): encore est-ce la Turquie et l'Egypte, plus que l'islamisme arabe et persan, qui y sont chantés; l'Inde est entièrement ignorée). Il joue également un rôle secondaire dans la littérature et l'art en France à cette époque: pourtant il faut noter au Salon de 1827 les débuts du peintre Decamps (qui se fera une spécialité de l'Orient turc) avec son *Soldat de la garde d'un vizir* et sa *Chasse aux vaisseaux*, ainsi que le *Sardanapale* de Delacroix. — Du reste, si l'orientalisme pur commence tard en France, il y fournira une longue carrière: dans les arts avec Decamps, Delacroix, Marilhat, Horace Vernet comme chefs de file, il se prolonge jusqu'à nos jours; en littérature il reparaît, avec le caractère de précision qu'il avait pris en Allemagne, dans l'école parnassienne (Leconte de Lisle) et naturaliste (Flaubert), et s'étend aux proportions d'un „exotisme" systématique.

En Angleterre le courant orientaliste est également faible; il faut noter surtout *Lalla Rookh* (1817) de Thomas Moore, ami et disciple de Byron (V. Hugo fit dans le *Conservateur littéraire* une critique de cet ouvrage, reproduite dans *Littérature et philosophie mêlées).*

En Allemagne au contraire, l'orientalisme tient presque toute la place, et embrasse toutes les civilisations orientales, y compris la Chine. Préparé et soutenu par des traductions (de

[1]) Il n'existe ni pour l'art européen, ni pour aucune littérature spéciale une exposition d'ensemble de ce mouvement si remarquable à tous égards. Le sujet, soit dans sa généralité, soit restreint à un seul pays, pourrait cependant offrir matière à une thèse de doctorat intéressante, et qui ne manquerait pas de conduire à des résultats d'une importance capitale.

[2]) Conservées en entier dans le manuscrit des *Orientales;* cf. P. et V. Glachant, *Les manuscrits de Victor Hugo*, Revue de Paris, 15 Juin 1899.

Forster et von Dahlberg pour le sanscrit, de von Hammer-Purgstall pour l'arabe, le persan et le turc: v. Goedeke, Grundriss [2] Bd VII) et des travaux de vulgarisation (Fr. Schlegel etc.), il pénètre la philosophie (Schopenhauer) et la littérature (Goethe, Platen, Rückert; la mode des ghazels. Le courant se prolonge longtemps encore avec Leopold Schaefer, Bodenstedt etc.).

B. Le philhellénisme. C'est la principale source d'inspiration des Orientales [1]). Il est donc nécessaire d'étudier d'assez près ce mouvement d'opinion et d'art, un des faits saillants de l'histoire des idées sous la Restauration.

L'attention littéraire est attirée de nouveau sur la Grèce: en France par Chateaubriand *(Les Martyrs* en 1809; *Itinéraire de Paris à Jérusalem*, 1811); en Angleterre par lord Byron (son 1[er] voyage en Grèce de 1809 à 1811, d'où il tire des sujets de poèmes: le *Giaour*, la *Fiancée d'Abydos*, le *Corsaire*, *Lara*, les premiers chants du *Childe-Harold);* et en Allemagne par des littérateurs qui collectionnent des chansons populaires grecques (p. ex. Werner v. Haxthausen en 1815) ou prennent la Grèce pour sujet de leurs poésies (W. Müller, *Lieder der Griechen*, 1821).

La guerre de l'indépendance grecque. Les événements principaux (autant qu'ils ont marqué leur trace dans la littérature et l'art). — Les massacres de Souli par Ali de Janina 1812. — Révolte d'Ali (Avril 1820) et soulévement du Péloponnèse (1821). — Les massacres de Chio (*Orient.*, 18); prise de Janina et mort d'Ali [2]) (*Or.*, 1[ère] préf., 13, 14), défense de Botzaris dans Missolonghi (*Or.*, 3), premiers succès de Canaris (*Or.*, 2) en 1822. — Intervention de Mehemet-Ali en Crète et en Grèce

[1]) Il faut remarquer en effet que les pièces 8—12, 23, 34 et 35, qui traitent de l'Orient turc, doivent leur naissance à la guerre de l'indépendance grecque, qui attirait tout naturellement l'attention, par contraste, sur l'empire des sultans. On peut donc, en prenant strictement les choses, les faire rentrer dans le groupe des pièces philhellènes, ou inspirées par le philhellénisme.

[2]) Il est curieux que V. Hugo ait vu dans Ali de Tebelen uniquement le pacha massacreur des Souliotes, et non le rebelle au sultan qui aida les Grecs dans leurs premiers soulévements.

(1824). — 2e siège de Missolonghi par Reschid-Pacha et Ibrahim; prise de la ville en Avril 1826 (*Or.*, 3) et d'Athènes en Juin 1827 (*Or.*, 6). — Coalition anglo-franco-russe (6 Juillet 1827); bataille de Navarin le 18 Oct. 1827 (*Or.*, 5), défaites des Turcs en Béotie (*Or.*, 16?); expédition de Maison dans le Péloponnèse (1828), traité d'Andrinople (1829).

Le mouvement philhellène dans l'Europe occidentale. — L'enthousiasme se répand rapidement dans le public. Dès 1821 se fondent des comités de secours et d'enrôlement en Allemagne, en Angleterre, en France, en Suisse. — Les volontaires: en Allemagne le colonel bavarois Heideck; en France le colonel Fabvier en 1823 (*Or.*, 4); en Italie Santa-Rosa (1823); en Angleterre lord Byron († 1824), Church et Cochrane (1826) — Secours en argent: emprunts négociés à Londres (en partie par Byron); à Paris la „Société philanthropique pour l'assistance des Grecs" envoie 3 millions, des armes et des soldats. Les „concerts philhellènes" en France.

Influence de ce mouvement sur l'art et la littérature en France [1]). — La „Note sur la Grèce" par Chateaubriand dans les *Débats* du 11 Novembre 1826. Les sources où puisent les Philhellènes sont: l'*Histoire de la régénération de la Grèce* de Pouqueville, ancien consul à Janina (1825), le *Voyage à Athènes et à Constantinople* de Dupré (1825) et les *Chants populaires de la Grèce moderne* de Fauriel [2]) (1824). Tout le Cénacle de 1824 prit part à ce mouvement littéraire, et l'un de ses membres, Jules Lefèvre, alla s'engager parmi les volontaires à la suite de lord Byron. Les principales manifestations littéraires sont: Gaspard de Pons, *Ode sur l'insurrection des Grecs* (1821: la première en date); C. Delavigne, six pièces dans le 2e livre des *Messé-*

[1]) On trouvera sur ce mouvement des indications dans E. Biré, *V. Hugo avant 1830*[2] p. 346—348; un bon résumé dans l'étude de G. Deschamps sur V. Hugo (*Hist. de la litt. franç.* de Petit de Julleville, t. VII); et deux études détaillées: l'une d'Eugène Asse: l'*Indépendance de la Grèce et les poètes de la Restauration* (dans *Les Petits Romantiques*, Paris, Leclerc, 1900); l'autre de J. Ziehen: *Studien zur Geschichte des Philhellenismus in der frz. Litteratur* (Festschrift zur Einweihung des Goethe-Gymnasiums in Frankfurt a/M., 1897).

[2]) C'est à ce dernier ouvrage qu'il faut rapporter sans doute l'idée première des pièces *Orient.* 19—22.

niennes (1822); Lamartine, le *Dernier chant du pélerinage de Childe-Harold* (1823); Nép. Lemercier, *Les Martyrs de Souli ou l'Epire moderne* (1825); Pichald, *Léonidas* (1825); A. de Wailly, *Ode sur Navarin* (1827); Viennet, *Epîtres aux Grecs* et *Parga*; Bignan dans ses *Poésies* (1828); Lebrun, *Voyage en Grèce* (1828). Les *Orientales* sont le „bouquet" de ce „feu d'artifice" (E. Biré, *op. cit.*). — Le philhellénisme dans l'art. — Il faut noter l'influence de Gros et de ses tableaux de la campagne d'Egypte (qui a laissé des souvenirs dans les *Orientales*, 39). Au Salon de 1824, Delacroix expose ses *Massacres de Scio*. Le Salon de 1827 est le grand salon orientaliste et philhellène, avec les toiles de Decamps et de Delacroix (v. plus haut), de L. Boulanger (*Mazeppa*, source de *Or.*, 34) et d'Ary Scheffer (*Les femmes souliotes*, inspiré sans doute par Lemercier).

Ces indications permettent déjà de se faire une idée de l'inspiration de V. Hugo, intimement mêlée d'une part à l'actualité, et de l'autre ayant volontiers une allure combative: car le philhellénisme fut un mouvement d'opposition aux gouvernements, qui, par prudence, ne voulaient pas s'engager pour des „révoltés" contre le „souverain légitime".

C. L'hispanisme. — Renouvellement, à la fin du XVIII[e] siècle, de la connaissance de l'Espagne par la traduction des romances espagnoles. Le romancero espagnol est imité en Allemagne (Herder), en Angleterre (Byron), en France dès le Premier Empire avec Chateaubriand (*Le Dernier des Abencerages*, 1809) et Creuzé de Lusser[1]). — Le goût pour les motifs espagnols se prolonge, mais en se transformant (G. Lanson, *loc. cit.*), dans l'école romantique: cf. Musset avec ses *Contes d'Espagne et d'Italie*, Vigny et certains petits romantiques.

Les sources de l'hispanisme de V. Hugo doivent être cherchées: 1° dans ses souvenirs personnels. Cependant le séjour à Madrid pendant son enfance importe moins par la pré-

---

[1]) Consulter sur ce sujet: Fauché-Delbosc, *L'Espagne dans les* Orientales *de Victor Hugo (Revue hispanique*, Mars 1897); G. Paris, *La Romance mauresque des* Orientales (*Revue d'hist. litt. de la Fr.*, 1899); G. Lanson, *Em. Deschamps et le Romancero* (ibid.); Bertrand, *La fin du classicisme*, p. 360 sqq.

cision des souvenirs que le poète en a gardé que par l'amour qui lui en est resté pour l'Espagne. Place considérable de l'Espagne dans son œuvre, des *Odes et Ballades* à *Torquemada;*

2° spécialement pour les *Orientales* dans la traduction du romancero faite par son frère *Abel*[1]) et dans l'œuvre d'Emile Deschamps: le *Poème de Rodrigue* (1828).

La place de l'Espagne dans les *Orientales:* elle inspire les pièces 29—33. En outre la pièce 16 est la transposition, dans la lutte turco-grecque, des plaintes du roi Rodrigue vaincu par les Maures, telles que V. Hugo les trouvait dans le poème d'Em. Deschamps.

II. Composition et publication.

Les *Orientales* ont été composées entre Avril 1825 (pièce 23) et Décembre 1828 (pièce 40). Les renseignements publiés jusqu'ici sur les manuscrits des *Orientales*[2]) permettent de résoudre plusieurs questions qui se posent à propos de cet ouvrage.

A. Ils prouvent, ou rendent au moins très probable la véracité des dates indiquées par V. Hugo dans son édition. On peut dès lors étudier le processus de formation du livre. Des 41 pièces qui le composent, 1 remonte à l'année 1825 (p. 23); 1 à l'année 1826 (p. 3, publiée alors); 3 à l'année 1827 (pp. 4, 5 [l'*Ode sur Navarin,* publiée dans les *Débats*] et 7); et le reste, soit 36 pièces, à l'année 1828. Si l'on pousse encore plus avant dans cette étude chronologique, on constate que les 36 pièces de 1828 se répartissent ainsi: Janvier—Février 0; Mars 1; Avril 4; Mai 5; Juin 3; Juillet 2; Août 2; Septembre 4; Octobre 5; Novembre 9; Décembre 1. — Il y a donc eu trois périodes principales de production: fin de 1827, Avril—Juin 1828, Sept.—Nov. 1828. On voit par là se confirmer l'assertion émise plus haut (p. 1), que V. Hugo s'est lancé très tard dans le philhellénisme. L'idée de publier en

---

[1]) *Romances historiques traduites de l'espagnol* par *Abel Hugo* (Paris, 1822).

[2]) v. P. et V. Glachant, *Les manuscrits de Victor Hugo (Revue de Paris,* 15 Juin 1899).

volume ses pièces philhellènes de 1825 à 1827 (car elles sont exclusivement consacrées à la Grèce) a dû lui venir vers le milieu de Mars 1828; et c'est à ce moment qu'il aura commencé, pour nourrir le volume, à composer systématiquement des pièces „orientales". — La résolution de publier ses vers au début de 1829 a été prise sans doute vers l'automne de 1828, et a dû amener la surproduction qui se remarque entre Septembre et Novembre [1]). — Dans le nombre se sont même glissées alors des pièces qui n'ont rien de spécifiquement oriental (pp. 40 et 41).

B. L'étude des manuscrits révèle également dans quelles conditions ont été composées les *Orientales*. Elles ont dû être écrites très vite, le plus souvent en un jour, sous le coup de l'inspiration. On peut du moins le conjecturer du fait que même les copies du manuscrit primitif sont écrites sur le premier papier venu. — Cette remarque confirmerait d'ailleurs les vues exposées dans un article précédent sur la théorie de l'invention poétique dans le romantisme [2]). — Du reste, le seul examen des dates, et le fait que 4 sur 5 des pièces espagnoles ont été composées à la même époque (Avril—Mai 1828) conduirait aux mêmes conclusions.

C. Enfin, l'état du manuscrit montre que les épigraphes ont un caractère postiche, et qu'elles ont dû être ajoutées sur les épreuves, pour obéir à la mode. — Cette remarque n'est pas sans intérêt. Il est probable en effet qu'on peut dire la même chose des épigraphes des *Odes et Ballades*. Il y a lieu dès lors de se demander si l'on est en droit de tirer, de la présence de ces épigraphes, des conclusions sur les sources d'inspiration du poète. Cette question est importante en ce qui concerne p. ex. André Chénier: car l'un des principaux arguments invoqués pour affirmer l'influence de Chénier sur V. Hugo consiste dans la présence de ces épigraphes, dont la valeur probante

---

[1]) Peut-être faut-il attribuer la stagnation relative de Juin à Août 1828 au travail d'impression des *Odes et Ballades*, parues en Août 1828. Il n'y aurait alors „surproduction" que pour le mois de Novembre, où l'auteur intercale visiblement des pièces au cours de la correction des épreuves.

[2]) *Neuphilolog. Mitteilgn*, 15/11 1900.

se révèle si douteuse. — Il suffirait d'ailleurs d'examiner ces épigraphes en elles-mêmes pour aboutir aux mêmes résultats. Elles sont parfois bien choisies (ex. pièce 16, où l'épigraphe est empruntée au poème d'Emile Deschamps, source de cette pièce même); mais elles sont souvent insignifiantes (ex. pp. 15, 21), ou assez mal appropriées (ex. p. 5), quand elles ne sont pas de très mauvais goût (ex. p. 10), ou n'ont pas l'air de mystifications (ex. pp. 2, 7).

Les *Orientales* furent publiées en Janvier 1829 avec une préface. Le succès en fut très grand: la 2e édition paraissait en Février 1829 avec une seconde préface; la 3e en Avril 1829; la 6e au début de 1830. L'indication: 14e édition, en tête de la seconde préface, est donc fausse [1]).

III. Les préfaces des „Orientales".

Les deux préfaces des *Orientales* sont importantes par les idées exprimées et surtout par les termes dans lesquelles ces idées sont exprimées. Le ton diffère beaucoup de celui de la préface aux *Odes et Ballades* de 1828, et se raproche des déclarations agressives de la *Préface de Cromwell.* On sent que la bataille romantique s'est déjà engagée. — Le poète reconnaît la part qu'ont eue dans la composition du recueil les préoccupations du moment: orientalisme et philhellénisme (fin de la 1ère préface). Quant aux idées littéraires exprimées, ce sont:

1:o l'indépendance absolue de la poésie vis-à-vis de la critique, la liberté souveraine de l'artiste (1ère préface: Le critique n'a pas de raison à demander, le poète pas de compte à rendre . . . Que le poète donc aille où il veut, en faisant ce qui lui plaît; c'est la loi . . . Le poète est libre . . .), liberté préférable, malgré ses inconvénients, au calme classique (2e préface, début).

2:o la théorie, très féconde, de l'identité de l'art avec la nature: tout peut être objet d'art (1ère préface: Tout est sujet, tout relève de l'art; tout a droit de cité en poésie).

---

[1]) V.: E. Biré, *V. Hugo avant 1830*[2] pp. 301 et 471.

3:o Le mélanges des genres et des tons (1ère pr.: Et puis, pourquoi n'en serait-il pas d'une littérature dans son ensemble, et en particulier de l'œuvre d'un poète, comme de ces belles vieilles villes d'Espagne, par exemple, où vous trouvez tout, etc). Cette théorie se rattache directement aux déclarations de la préface de *Cromwell*.

4:o Le caractère subjectif du livre, des sujets et des peintures. (1ère préf.: Qui a pu inspirer au poète l'idée d'aller se promener en Orient pendant tout un volume? . . Il répondra qu'il n'en sait rien, que c'est une idée qui lui a pris; et qui lui a pris d'une façon assez ridicule, l'été passé, en allant voir coucher le soleil). C'est là-dessus que la 2e école romantique (Gautier) attaquera plus tard le poète, au nom de la vérité objective des peintures.

IV. Le recueil lui-même.

Les renseignements, directs ou indirects, qu'on possède sur les *Orientales*, prouvent que Victor Hugo n'a pas fait œuvre de poète érudit, ni soucieux d'exactitude historique, géographique ou documentaire. Les pièces du recueil sont pour lui des exercices de virtuosité, „de pure poésie“ (1ère préface). Par suite, il est inutile de poursuivre dans le détail une étude de la couleur locale. Il est déjà plus intéressant de voir comment V. Hugo a imité ses sources, là où on peut les déterminer avec précision: cf. à ce sujet les études de Lanson et G. Paris citées plus haut.

A quoi s'attachait, dans la composition, l'intérêt du poète? L'étude des manuscrits montre que V. Hugo retranchait peu, ajoutait souvent, et presque toujours des reprises d'une idée secondaire ou d'un motif déjà exprimé, mais qui le séduisait. L'examen direct des pièces confirme ces conclusions, en montrant combien la composition est lâche et disproportionnée. On prendra 3 exemples.

A. Canaris. La pièce se divise ainsi: 1:o tableau du navire conquis en mer (str. 1—6); 1:o le vainqueur y plante son pavillon (7—8); 3:o description des divers pavillons qu'arborent le cas échéant les diverses nations (9—19); 4:o le

navire est ainsi forcé de changer de patrie (20—21: idée sans lien avec ce qui précède et ce qui suit); 5:o Canaris a pour pavillon l'incendie (22).

B. La douleur du pacha. 1:o Pourquoi le pacha est-il triste, se demandent les derviches (1), les soldats (2), les icoglans (3), les sultanes (4). 2:o Si le pacha est triste (5) ce n'est ni pour ces raisons (6—7), ni pour d'autres énumérées par le poète (8). 3:o C'est parce que son tigre est mort (9).

C. Lazzara. 1:o Description de la jeune fille: courant (1) portant une corbeille (2), passant le ruisseau (3), le soir à la danse (4). 2:o Pour elle Omer donnerait tout ce qu'il a: description détaillée de tout ce qu'il donnerait (5—9). 3:o Mais c'est un klephte qui l'a prise (10).

Comme on le voit, le souci du détail l'emporte sur l'ensemble. Ce sont les détails poétiques qui seuls font la valeur des *Orientales:* on est ainsi amené à étudier ces détails eux-mêmes.

A. Les images. Elles présentent une grande variété de tons. Tantôt elles sont gracieuses, comme celle-ci, pour dépeindre un arbre en fleurs:

> Le beau pommier, trop fier de ses fleurs étoilées,
> Neige odorante du printemps.
>
> (Fantômes, II)

ou brillantes:

> Le fer de ton cheval arrache aux durs cailloux
> Une poussière d'étincelles.
>
> (L'hôtesse arabe, str. 5).

Déjà l'on rencontre un type d'images grandioses, qui plus tard deviendra si fréquent chez V. Hugo (à partir des *Contemplations):* p. e. Babel se dressant par dessus l'horizon pour voir la ruine de Sodome (le Feu du Ciel, IX: cf. dans le Petit Roi de Galice, IX:

> Sait-on ce que là-bas le vieux mont Corcova
> Regarde par-dessus l'épaule des collines);

ou le ravin, ornière creusée par un char géant (Le Ravin, 1).

Il faut relever aussi d'autres images, caractéristiques de la manière dans les recueils lyriques de 1830 à 1840. Elles partent d'une observation courante, mais savent, par le vague poétique dont l'artiste les revêt, évoquer tout un tableau, un aspect de la nature, et retentissent dans l'âme en échos prolongés. Ex.:

> J'aime ces chariots lourds et noirs, qui la nuit,
> Passant devant le seuil des fermes avec bruit,
> Font aboyer les chiens dans l'ombre.
>
> (Enthousiasme, str. 8),

image qui reviendra dans la Tristesse d'Olympio:

> Les grands chars gémissants qui reviennent le soir[1]).

B. Les descriptions. Ce sont elles surtout dont la splendeur et le nombre ont fait la réputation des *Orientales*. Elles présentent elles aussi une grande variété, tantôt empruntées à l'observation réelle, comme la description des bleuets (Les Bleuets, str. 1), tantôt imitées des poètes orientaux, comme la peinture du cheval, toute dans le ton des poésies traduites par Fouinet (L'Hôtesse arabe).

Il y aurait lieu de relever surtout l'art avec lequel V. Hugo sait rendre en quelques vers l'aspect d'une scène ou d'un pays. Ces tableaux en raccourci abondent dans les *Orientales*. Citons p. ex.: l'Egypte (Le Feu du Ciel, IV, 1); Stamboul (Les trois têtes du Sérail II, 1); Smyrne (La Captive, 4); Chio (L'Enfant, 1); Grenade en fête (Grenade, 12) etc.

C. Les variations. On entend par là les diverses expressions données par le poète à une même image, à un même thème d'inspiration. C'est un procédé très fréquent dans les *Orientales* que cet effort pour voir un objet sous plusieurs

---

[1]) Il va de soi qu'on n'a pu, dans les limites restreintes de cet article, donner que des exemples. Dans un travail plus étendu, il faudrait les prendre tous et les classer, et rechercher p. ex. à quel ordre de faits, de sensations V. Hugo emprunte ses images, celles surtout par lesquelles il a voulu rendre des impressions d'Orient.

points de vue et pour rendre ce qu'il y a de caractéristique et de poétique dans chacun de ces aspects. L'établissement d'une liste complète de ces „variations" ferait pénétrer très avant dans l'intelligence du génie poétique et de l'imagination de V. Huno. On en indiquera ici quelques-unes.

C'est ainsi que le poète a été attiré, dans ce livre consacré aux combats, par des tableaux de bataille, et qu'on y rencontre souvent la peinture d'une attaque de cavalerie, mais chaque fois décrite à l'aide d'une image nouvelle. Ex.:

a) (Je veux) Voir comment les spahis s'épanchent en torrents
Sur l'infanterie inquiète;
Voir comment leur damas, qu'emporte leur coursier,
Coupe une tête au fil de son croissant d'acier!
(Enthousiasme, 5).

b) Spahis, timariots, allez, courez, jetez
A travers les sombres mêlées
Vos sabres, vos turbans, le bruit de votre cor,
Vos tranchants étriers, larges triangles d'or,
Vos cavales échevelées!
(Cri de guerre du Mufti, 2).

c) A toi, jamais à tes rivales,
Mes spahis aux rouges turbans,
Qui, se suivant sans intervalles,
Volent courbés sur leurs cavales
Comme des rameurs sur leurs bancs!
(La Sultane favorite, 7).

d) Tous ces chevaux, à l'œil de flamme, aux jambes grêles,
Qui volaient dans les blés comme des sauterelles,
Quoi, je ne verrai plus, franchissant les sillons,
Leurs troupes, par la mort en vain diminuées,
Sur les carrés pesants s'abattant par nuées,
Couvrir d'éclairs les bataillons!
(La Bataille perdue, 3).

De même, il variera les descriptions d'incendie; cf. le Feu du Ciel VIII, surtout les str. 5—7; Navarin, I, 2; V, 3—4;

La ville prise, 1—2. — Les effets de lune ont aussi hanté son imagination, et l'on en compterait un grand nombre: Les Trois têtes du Sérail II, 2; Enthousiasme, 8, repris comme comparaison dans Marche turque, 2; La Captive, 9; Grenade, 10; Clair de lune, 1; Les Bleuets, 8; Fantômes, V, 4; Le Poète au Calife, 6. — Les effets de soleil jouent un rôle moindre (Feu du Ciel, IV, 5; Rêverie, 1); mais à la même époque V. Hugo écrivait et publiait dans les *Odes et Ballades* de 1828 une série de „Soleils couchants".

D. La métrique. Elle a été souvent étudiée par les critiques qui se sont occupés de la versification de V. Hugo. On n'y insistera donc pas ici. Il suffit de noter la grande variété des rythmes et des strophes, l'emploi de formes métriques rares ou difficiles, les jeux de virtuosité pure si fréquents (Le Feu du Ciel, Sara, Les Djinns). Ici encore, un rapprochement s'impose avec le recueil des *Odes et Ballades* de 1828.

V. Conclusion.

Les indications recueillies au cours de cette étude peuvent aider à comprendre quelle place exacte les *Orientales* tiennent dans l'œuvre de Victor Hugo.

1:o par leur caractère d'actualité, elles rentrent tout à fait dans les conditions normales de sa production littéraire. On peut même remarquer que Victor Hugo *suit* plutôt qu'il ne *crée* ou ne *précède* les mouvements de l'opinion. C'est un trait qu'il a de commun avec Voltaire, dont l'a rapproché un critique.

2;o mais il semble bien que par ses autres caractères, le recueil occupe une place à part, et s'isole plutôt dans son œuvre. C'est ici qu'il y aurait lieu de reprendre les rapprochements avec les *Odes et Ballades*, et d'une façon générale avec le Cénacle de 1828. La virtuosité dans le choix des thèmes et des formes métriques trahit l'influence de Sainte-Beuve, influence en somme passagère. Victor Hugo, dans les recueils qui suivent, ne cherchera plus à varier *systématiquement* ni ses images ni ses strophes. Les formes compliquées et d'un maniement difficile, les exercices de virtuosité se font plus rares,

et, là où ils apparaissent, ne semblent pas le résultat de gageures. Et le sentiment, à peu près absent des *Orientales*, reparaît dès les *Feuilles d'automne*. Les *Orientales*, à ce point de vue, ne représenteraient qu'un moment fugitif dans la production de V. Hugo. *J. Poirot.*

Komparative Studien anlässlich der schriftlichen Maturitätsproben.

Es ist mir gegenüber oft von Seiten einzelner Lehrer der Wunsch ausgedrückt worden, ich möchte ihnen Gelegenheit geben die Art und Weise kennen zu lernen, in der andere Lehrer die Fehler der Abiturienten beurteilen. Ich teile deswegen hier einiges mit, was ich den diesjährigen Proben entnommen habe, obgleich das Resultat sehr gering ist. Es ist nämlich nicht möglich zu sagen, wie jeder Lehrer jeden Fehler ansieht, denn der Strich unter einem Worte oder der Haken am Rande geben hierüber nicht genügende Auskünfte. Annähernd kann man jedoch aus diesen Zeichen gewisse Schlüsse ziehen, denn fast jeder Lehrer gebraucht verschiedene Bezeichnungsweisen für Fehler verschiedener Grösse; die Bemerkungen solcher Lehrer sind es natürlich vorwiegend, die hier in Betracht gezogen werden können.

Zuerst gebe ich die deutsche Übersetzung des vorgelegten Themas:

> *1. Als das erste gewaltige Denkmal der deutschen Literatur wird gewöhnlich die von dem Bischof der Westgoten, Ulfilas, ausgeführte Bibelübersetzung angesehen, die durch eine Zwischenzeit von wenigstens drei Jahrhunderten von späteren literarischen Erzeugnissen getrennt ist. 2. Dieser Bischof, der im Jahre 310 geboren war und in einem Alter von siebzig Jahren starb, stand in hohem Ansehn als ein treuer und eifriger Lehrer seines Volks, und als solcher wurde er von seinen Schülern noch lange nach seinem Tode verehrt. 3. Er übersetzte die heilige Schrift in die Sprache der*

Westgoten und bediente sich dabei eines Alphabets, das er selbst teils aus altgermanischen, teils aus griechischen Bestandteilen zusammenstellte. 4. Dieses Werk verschwand später spurlos, und nur Mitteilungen bei kirchlichen Schriftstellern bezeugten, dass einmal ein Mann Namens Ulfilas gelebt hatte und dass eine von seiner Hand herrührende Bibelübersetzung vorhanden gewesen war. 5. Aber durch einen Zufall — es war dies einer jener unerwarteten Funde, die der Wissenschaft so oft zu Hülfe gekommen sind — fand man im 16. Jahrhundert in der Bibliothek der Stadt Werden eine Handschrift von Ulfilas' Werke. 6. Wie sie dahin gekommen war, weiss man nicht; während des dreissigjährigen Krieges aber wurde sie nach Schweden gebracht, wo sie noch als einer der kostbarsten literarischen Schätze des Landes aufbewahrt wird.

Satz 1. Für *Denkmal* schreiben sehr viele Schüler *Denkzeichen*, was die meisten Lehrer nicht als Fehler bezeichnen, da ja unsere Wb. es ohne Unterschied neben Denkmal aufführen. Das Wort bedeutet jedoch etwas anderes (s. z. B. Heynes Wb.) und es hätte angedeutet, wenn auch nicht den Schülern als Fehler angerechnet werden müssen. *Erinnerungszeichen* ist natürlich schlimmer; einige Lehrer haben es jedenfalls garnicht angemerkt. Eine Lehrerin unterstreicht *Denkmal* — das einzige gute Wort! — Das Attribut vor „Übersetzung" erscheint in sehr bunter Variation: *vollzogene, angefertigte, vollbrachte, vollstreckte* oder *ausgerichtete;* das erste von diesen Wörtern ist meistens unterstrichen, jedoch nicht immer; eine Lehrerin bezeichnet das richtige *ausgeführte* als Fehler. — *Von drei Jahrhunderte* überspringt ein Lehrer aus Nachlässigkeit und beurteilt demnach das Skriptum zu hoch. — *Zum mindesten* (für *wenigstens*) wird einzeln als Fehler betrachtet, wahrscheinlich wegen der schlechten Zusammenstellung: *von zum mindesten drei Jahrhunderten.* — Viele Schüler haben für „von *späteren* liter. Erzeugnissen" das Wort *letzteren* gebraucht; diese Gedankenlosigkeit ist kaum durch den Umstand

zu entschuldigen, dass die Lexica irre führen, denn die beiden Wörter sind zu gewöhnlich, wohl aber zum Teil dadurch, dass einige (wenigstens 3) Lehrer dieses Wort als gut betrachten. *Nachherigen* statt späteren ist dagegen von einem Lehrer als Fehler angemerkt worden. — Für *getrennt ist* acceptiert eine Lehrerin *getrennt worden ist*, was zum mindesten unbeholfen klingt. *Geschieden* für *getrennt* wird zuweilen angemerkt, zuweilen nicht.

Satz 2. Ein Lehrer betrachtet *geboren war* als Fehler (will wahrscheinlich *geboren wurde* haben). Ebenso werden die Ausdrücke *im Alter, bei einem Alter* (das letztere nicht gut, aber in den Wb. vorhanden), *mit 70 Jahren* (nach dem Wb.) von einigen angemerkt. — Die Form *verstarb* kommt häufig vor und wird von einigen Lehrern gebilligt, wahrscheinlich weil *versterben* in den meisten Wb. zu finden ist (so neben *sterben* bei Hoppe; bei Erwast aber nicht). Nun lässt sich ja diese Präteritalform unmöglich in dem Zusammenhang des Textes gebrauchen, und deswegen wäre ein Zeichen nötig gewesen, sowie es schon im Unterricht notwendig ist, auf solche ungenügenden Angaben der Wb. aufmerksam zu machen. Das richtige in Bezug auf dieses Wort findet sich in Pauls Wörterbuche; eigentümlich genug sind *sterben = versterben* nicht bei Eberhard-Lyon Synon. Wb. aufgeführt. — Verschiedene Ansichten sind vorhanden über die weitere Konstruktion *in hohem Ansehn*, das einige als Fehler bezeichnen, während andere wieder *im hohen Ansehn* unterstreichen; beides geht natürlich an. — Ebenso schwankt das Sprachgefühl in Bezug auf *als ein eifriger und treuer Lehrer*, wo einige das Wort *ein* eliminieren wollen [1]), andere wieder das entgegengesetzte tadeln; auch *als ein solcher* verlangen einige. — Den Sveticismus *für sein Volk* lassen manche ohne weiteres passiren. — Weshalb *Schüler* als Fehler betrachtet wird, ist schwer einzusehen; vielleicht will man lieber *Jünger*, aber dieses Wort gefällt mit Recht wieder nicht anderen, die es mit einem Rotstrich versehen. — Eine

[1]) Diese Lehrer stützen sich vielleicht auf die finnische Bearbeitung der Lindelöf-Öhquistschen Grammatik. 1. Aufl.

strenge Betrachtungsweise verurteilt *geehrt* für *verehrt*, aber das eine ist fast ebenso gut wie das andere.

Satz 3. Den Sveticismus *bediente sich von* hat ein Lehrer einmal als groben Fehler (mit 9 Points) bezeichnet, bei einem anderen Schüler hat er ihn unangemerkt gelassen und das Skriptum mit 10- beurteilt. Eine Lehrerin und ein Lehrer billigen nicht den richtigen, aber etwas vulgären Ausdruck *machte Gebrauch;* derselbe Lehrer eifert auch gegen *benutzte.* — Unsicherheit herrscht in Bezug auf den Gebrauch von *aus* oder *von* mit dem Verbum *zusammenstellte.* Die allermeisten Lehrer haben *von* ohne Weiteres passiren lassen; als Fehler kann es auch nicht betrachtet werden, hätte jedoch eine Bemerkung verdient, da jedenfalls *aus* das bessere ist. Eine Lehrerin hat dagegen *aus* als Schnitzer betrachtet!

Satz 4. Ein Lehrer unterstreicht energisch *verschwand später spurlos,* was ich nicht verstehe. — Statt *Mitteilungen* werden verschiedene Wörter gebraucht; einige Lehrer lassen *Meldungen* unangetastet. — Statt *bezeugten* (was eine Lehrerin als Fehler betrachtet!) kann natürlich stehen *zeugten davon,* aber nicht blosses *zeugten,* was jedoch von vier Lehrern gutgeheissen wird; Präsens statt Prät. wird zuweilen nicht angemerkt, obgleich das als ein logischer Fehler zu betrachten ist. — Das Tempus im folgenden *dass*-Satz scheint Schwierigkeiten zu bieten. Das beste ist *gelebt hatte,* aber alle sind nicht dieser Ansicht, sondern einige wünschen Perfekt Conj., was ja auch sehr gut gehen kann, andere wieder betrachten diesen Pedantismus als Fehler, (einer ist sogar mit Perf. Ind. zufrieden); *gelebt hätte* kommt auch vor und wird verschieden behandelt, zuweilen als Fehler, zuweilen nicht. Oft steht: *dass eine Bibelübersetzung gewesen sei,* was wenigstens von einer Lehrerin unangemerkt gelassen wird. In einem folgendermassen abgefassten Satze: *dass es ein Mann gelebt habe* wird *es* von einem Lehrer nicht unterstrichen; ebenso gilt der Satz: *dass eine Bibelübersetzung gegeben hat* als gut, und wenn der Schüler Sicherheit halber das Hilfsverbum in diesen zwei *dass*-Sätzen garnicht aussetzt, so lässt sich eine Lehrerin das gefallen.

Satz 5. *durch einen Zufall* wird einmal als Fehler

betrachtet. Statt *Zufall* steht sehr oft *Ereignis*, was zwei Lehrer gut finden! Die eingeschobene Parenthese haben nur sehr wenige Schüler ganz richtig übersetzt, indem überall *dieser* statt *jener* steht; die meisten Lehrer merken das richtig an, aber da die Lehrbücher darüber nichts enthalten, kann man das richtige nicht von den Schülern verlangen. *das war einer . . .* wird überhaupt nicht bezeichnet. — Eine Lehrerin greift das dat. *-e* im *16. Jahrhunderte* an. — Eine Lehrerin bezeichnet *Funden* als Fehler für *Fünden*, ein Lehrer unterstreicht *Fünden* und will *Funden*. Die Wb. geben beides, es ist aber angegeben, dass die umgelautete Form die seltenere ist.

Satz 6. *wie sie dahin gekommen ist* (für *war*) wird von einigen garnicht angemerkt, einige aber betrachten es als groben Fehler; es lässt sich ja verteidigen, zeigt jedoch, dass die Logik des betr. Schülers nicht sehr scharf ist. — Den groben Sveticismus *unter dem 30 jährigen Kriege* hat sich eine Lehrerin gefallen lassen. — Für eine Lehrerin ist *zu Schweden gebracht* (für *nach S.*) vollgiltige Münze. *geführt* für *gebracht* ist nicht überall angemerkt worden. — Den groben Fehler *da* statt *wo* lässt ein Lehrer passiren. — *bewahrt* statt *aufbewahrt* wird gewöhnlich nicht bezeichnet, zuweilen doch.

*

Aus dieser Liste kann, wie ich schon andeutete, eigentlich kein komparativer Überblick über die Beurteilung der Fehler gewonnen werden, und es ist mir auch sonst nicht leicht zu sehen, welche Fehler die Lehrer als die grössten ansehen. Eins geht aber jedenfalls aus den oben angeführten Beispielen hervor: dass es Lehrer giebt, welche entweder grobe Verstösse gegen die Wortwahl nicht bemerken oder aus Nachlässigkeit diese und andere Fehler nicht verzeichnen (wie oben *letzteren*, *da* [illegible], *es* mitten im Satze als formales Subjekt u. s. w.). Andere [illegible] — und das ist noch schlimmer, weil es nicht der Nachlässigkeit zugeschrieben werden kann — werden Fehler bezeichnet, die gar keine Fehler sind (wie *Denkmal*, *verschwand später spurlos*, *bezeugten* u. s. w.). Es wäre überhaupt gut, wenn alle Lehrer — einige thun es schon — sich dazu ent-

schliessen könnten, die von ihnen gewünschte Redensart oder Konstruktion an der betreffenden Stelle einzuführen.

Ich glaube überhaupt bemerkt zu haben, dass wenn auch die grammatikalischen Fehler so streng beurteilt werden wie sie es verdienen, man gegenüber den logischen Fehlern viel nachlässiger ist. Mit Unrecht, denn hier zeigt sich ja doch am besten die Reife oder Unreife des Schülers. Sein Urteil kann er kaum anderswo so gut üben, wie beim Gebrauch des Wörterbuches, und in vielen Schulen ist hierbei noch nicht annähernd das erreicht worden, was man zu erwarten berechtigt wäre. Gelinder muss man gegenüber den Sveticismen und Fennicismen sein; ein Fehler wie *unter dem Kriege* wäre ja sehr streng zu beurteilen, wenn man nicht an die entsprechende Konstruktion im Schwed. dächte, und Auslassung des Artikels ist bei finnisch redenden Schülern nicht immer als ein so grober Fehler zu betrachten wie bei anderen.

Hier mag eine kleine Statistik folgen.

Im Ganzen habe ich in diesem Jahre 348 Übersetzungen in deutsch oder französisch (nur 15) zu beurteilen gehabt, davon 214 von schwedisch redenden und 134 von finnisch red. Schülern. Improbiert wurden 27, nämlich 11 schwed. und 16 finn., was für die ersteren c. 5 %, für die letzteren nahezu 12 % ausmacht. Die höchste Note, *laudatur*, bekamen 78 schwed. Skripta (c. 36 %) und 30 finn. (22 %).

Das beste Resultat in Prozenten erreichte Björneborgs svenska samskola mit 66,6 % laudatur (nur 6 Abiturienten) und Sv. klass. lyceum i Åbo ebenfalls 66,6 % laud. (nur 3 Abit.), Turun Suom. Jatko-opisto mit 50 % laud. (6 Abit.) und Vaasan suom. reaalilyseo mit 44,4 % laud. (9 Abitur.). Wegen der geringen Zahl von Abiturienten sind diese Prozentsätze jedoch nicht sehr beweisend. Nehmen wir grössere Klassen mit mindestens 15 Schülern, so stehen an der Spitze Åbo Reallyceum mit 46,6 % laud. (15 Schüler, 7 laud., 2 approb.), Lärovärket för gossar och flickor i Helsingfors mit 42,3 % (26 Schüler, 11 laud., 2 approb.) und Nya svenska lärovärket i Helsingfors c. 41 % (19 Schüler, 8 laud., 6 approb.) Auf

der untersten Stufe steht Viipurin suom. Reaalilyseo mit nahezu 50 % durchgefallener (13 Schüler, 6 durchgef., 3 laud., 3 approb.).

Zum Schluss drucke ich hier eine von den besten Übersetzungen ab und lasse ihr die schlimmste diesjährige folgen.

Als das erste gewaltige Denkmal der deutschen Litteratur betrachtet man gewöhnlich die von dem westgotischen Bischofe Ulfilas gemachte Bibelübersetzung, die durch eine Zwischenzeit von wenigstens drei Jahrhunderten von späteren litterarischen Produkten getrennt ist. Dieser Bischof, der im Jahre 310 geboren war und im Alter von siebzig Jahren starb, stand in hohem Ansehen als ein eifriger und treuer Lehrer seines Volkes, und als solcher wurde er noch lange nach seinem Tode von seinen Schülern geehrt. Er übersetzte die heilige Schrift in die Sprache der Westgoten und bediente sich dabei eines Alphabetes, das er selbst teils aus altgermanischen teils aus griechischen Bestandteilen zusammenstellte. Dieses Werk verschwand später spurlos, und nur die Mitteilungen geistlicher Schriftsteller bezeugten, dass einmal ein Mann Namens Ulfilas gelebt und dass eine von seiner Hand herrührende Bibelübersetzung existiert habe. Zufälligerweise aber — es war einer dieser unerwarteten Funde, welche der Wissenschaft so oft zu Hülfe gekommen sind — fand man im sechzehnten Jahrhundert in der Bibliothek der Stadt Werden eine Handschrift von dem Werke Ulfilas'. Wie diese dahingekommen ist, weiss man nicht; während des dreissigjährigen Krieges wurde sie aber nach Schweden gebracht, wo man sie noch als einen der kostbarsten litterarischen Schätze dieses Landes verwahrt.

Als erstes mächtiges Erinnerungszeichen in deutscher Litteratur betrachtet man gewöhnlich die Bibelübersetzung, vollzogen vom Bischof der Westgoten Ulfilas, die wenigstens eine dreihundert lange Zwischenzeit von den letzteren litterarischen Produkten scheidet. Dieser Bischof, der im Jahre 310 geboren war und im Alter von siebzig Jahren starb stand in hohem Ansehen als der eifrige und treue Lehrer seines Volkes und solcher wurde er noch weit nach seinem Tode von seinen Schülern geehrt. Er übersetzte die heilige Schrift in die Sprache der Westgoten und bediente sich dabei eines Alphabetes, das er selbst teils aus altegermanischen, teils aus griechischen Bestandteilen zusammenstellte. Dieses Werk verschwand später spurlos und nur die Mitteilungen der kirchlichen Schriftsteller zeugten, dass einmal ein Mann mit Namen Ulfilas gelebt hatte und dass eine, von der Hand derselben, hergerührte Bibelübersetzung gewesen war. Aber durch einen Vorfall — es war einer von diesen unerwarteten Funden, die so oft zu Hilfe der Wissenschaft gekommen sind — fand man im sechzehnten Jahrhundert in der Bibliothek der Stadt Werden eine Handschrift von Ulfilas Werk. Wie es dort gekommen ist, dieses weiss man nicht; aber während des dreizehnjährlichen Krieges wurde es nach Schweden gebracht

wo man sie noch als einer von den teuersten litterärischen Schätzen dieses Lands verwahrt. *W. Söderhjelm.*

La réforme de la réforme orthographique.

L'arrêté ministériel du 31 juillet 1900 ayant, comme on sait, soulevé des inquiétudes et provoqué des protestations, le ministre de l'instruction publique jugea opportun de soumettre cet arrêté à l'examen de l'Académie française, et de décider que seules les réformes dans la syntaxe et l'orthographe, sur lesquelles le conseil supérieur de l'instruction publique et l'Académie s'étaient mis d'accord, seraient rendues exécutoires. Par suite, un nouveau décret a été publié le 12 mars. Il n'apporte pas beaucoup de changements au précédent, mais ces changements sont d'une grande importance. Nous les énumérons ci-dessous, en suivant la liste annexée à l'arrêté du 31 juillet (publié dans les Neuphilologische Mitteilungen 15/9—15/10 1900).

Substantif. Tout le premier morceau de ce chapitre (concernant le mot témoin) est rayé.

Substantifs des deux genres. Le premier morceau est ainsi conçu 1. *Aigle.* L'usage actuel donne à ce substantif le genre masculin, sauf dans le cas où il désigne des enseignes. Ex.: *les aigles romaines.*

Au deuxième morceau, il a été ajouté les exemples *de folles amours, des amours tardifs.*

Enfin, le dernier morceau de ce chapitre, concernant le mot *période*, a été rayé.

Pluriel des substantifs. Rien n'est changé.

Noms composés. De tout ce long chapitre, il ne reste plus que le premier morceau, les nombreux exemples contenus dans les morceaux suivants de l'ancienne liste ayant été exclus. A la fin du premier morceau on a ajouté seulement: ces mots pourront toujours s'écrire sans trait d'union.

Article. Rien de changé.

Adjectif. Dans le deuxième morceau, une phrase importante, la dernière, a été exclue. Ainsi, il ne sera pas permis de dire: *un courage et une foi nouvelle.*

Adjectifs démonstratifs etc. La première règle sur l'accord du pronom *tout* (d'après laquelle on pourrait dire *des personnes tout heureuses* ou *toutes heureuses*) n'a pas été approuvée. Sauf ce changement, le chapitre reste intact.

Verbe. Rien de changé.

Participe. Ici est opéré le changement le plus important. C'est en effet la règle sur le non-accord du participe passé, conjugué avec *avoir* et précédé du régime direct, qui a été le plus blâmée, et l'on a eu raison de céder aux nombreuses objections contre cette réforme. Pourtant, il y a une petite licence accordée, comme on verra.

Donc, tout le premier morceau qui concerne le participe passé est rayé. Le second reste — assez inutile après la suppression du premier. Enfin, le troisième et le quatrième sont remplacés par la règle suivante:

Pour le participe passé construit avec l'auxiliaire *avoir*, lorsque le participe passé est suivi soit d'un infinitif, soit d'un participe présent ou passé, on tolérera qu'il reste invariable, quels que soient le genre et le nombre des compléments qui précèdent. Ex.: *les fruits que je me suis laissé* ou *laissés prendre; — les sauvages que l'on a trouvé* ou *trouvés errant dans les bois.* Dans le cas où le participe passé est précédé d'une expression collective, on pourra à volonté le faire accorder avec le collectif ou avec son complément. Ex.: *la foule d'hommes que j'ai vue* ou *vus.*

Adverbe. Ce chapitre reste intact.

Observation. Seule la première phrase a été gardée.

On voit que ces nouvelles ordonnances facilitent beaucoup l'application pratique de la réforme, qui ne rencontrera plus guère d'opposition parmi les gens sensés. *W. S.*

Besprechungen.

***Dr. B. Eggert,* Phonetische und methodische Studien in Paris zur Praxis des neusprachlichen Unterrichts.** *Leipzig 1900. 109 S. 8°.*

Die in dieser Arbeit enthaltenen Ausführungen beruhen auf Beobachtungen und Studien des Verfassers während seines Pariser Aufenthaltes im

Sommer 1899. Die erste Hälfte des Buches beschäftigt sich ausschliesslich mit phonetischen Fragen, besonders mit solchen, die auf die Aussprache des Französischen Bezug haben, während der übrige Teil des Buches hauptsächlich von den beim fremdsprachlichen und französischen Unterricht an den französischen Schulen befolgten Methoden handelt.

In dem ersten Kapitel, das die Überschrift: „Ausspracheunterricht und Phonetik" trägt, giebt der Verf. über die verschiedenen Aussprachekurse Auskunft, die in Paris dem fremden Neuphilologen zu Gebote stehen. Es sind dies erstens die eigentlich für Einheimische bestimmten Rede- und Deklamationsübungen (cours de diction), die mehr der ästhetischen Seite der Vortrags- unn Sprechweise gewidmet sind und besonders von Schauspielern erteilt werden; zweitens die von zahlreichen Privatlehrern eingerichteten Aussprachekurse im engeren Sinne (cours d'élocution et de prononciation), deren Nutzen jedoch bekanntlich dadurch beeinträchtigt wird, dass es den Leitern und Leiterinnen solcher Kurse oft entweder an der Schärfe und Unterscheidungsfähigkeit des Gehörs zur Auffassung von Aussprachefehlern, oder auch an wissenschaftlichen phonetischen Kenntnissen fehlt; schliesslich phonetische Kurse, die entweder mit Hülfe lautphysiologischer Beobachtungen und phonetischer Transskription oder mit Hülfe experimenteller Untersuchungen die französische Aussprache darstellen. Der Vertreter der ersteren Art dieser phonetischen Bestrebungen, *Paul Passy*, hält in Paris phonetische Vorlesungen und Übungen an der Ecole des Hautes Etudes und phonetische Anfängerkurse in Neuilly. — Als Vertreter der Experimentalphonetik, deren Anhänger in einem gewissen Gegensatz zur deskriptiven Methode Passys und der von ihm begründeten Association phonétique internationale stehen, nennt der Verf. den bekannten Abbé *Rousselot*, der im Institut catholique seine Vorlesungen hält und ein Laboratorium für experimentelle Phonetik im Collège de France leitet, sowie seinen Assistenten *Zünd-Burguet*, der alljährlich öffentliche Aussprachekurse in der Sorbonne abhält. Die Apparate dieser Gelehrten werden vom Verf. beschrieben und durch Abbildungen veranschaulicht, sowie deren phonetische Publikationen berührt. Unter diesen letzteren erwähne ich besonders das populär abgefasste, zugleich in französischer, deutscher und englischer Sprache erschienene Werkchen von Zünd-Burguet: „Praktische und physiologische Anleitung zur Aussprache des Französischen in 5 Lektionen mit zahlreichen Abbildungen und methodischen Übungen" (Paris und Leipzig 1900).

Im folgenden Kapitel: „Lautliche Beobachtungen und Hörübungen" berührt der Verf. verschiedene Punkte, wo sich auch in der guten Pariser-Aussprache eine Schwankung kundgiebt. Dazu gehört die Aussprache des *a*. Der Verf. betont einerseits, dass die Angaben verschiedener Beobachter über die Verteilung des hinteren und des vorderen *a* auf bestimmte Fälle mehrfach von einander abweichen, und andererseits dass „sich für eine genaue Beobachtung, die auch individuelle Eigenart berücksichtigt, weit mehr als zwei oder drei bestimmte Klangfarben des *a* herausstellen dürften". —

Von der sehr dunklen Aussprache des nasalierten *a*, das fast wie nasaliertes *o* klingt, behauptet der Verf., dass sie in der Pariser Aussprache aller Stände einen breiten Raum gewonnen. — In der Aussprache von *des, les, mes* etc. werde auf der Bühne und im höheren Vortrag das offene *e* noch beibehalten, in der Unterhaltung herrsche bei Gebildeten und Ungebildeten das geschlossene *e*. — Die Ausführungen des Verf. betreffs der Aussprache von Wörtern mit femininem *e* kommen mir nicht immer deutlich und zuverlässig vor. So behauptet er, dass „im Alltagsgespräch gewisse Wörter, wie *le bal* und *la balle*, durch die Aussprache eines tonlosen *e* noch deutlich voneinander geschieden werden", und dass „von den meisten Rednern, wie überhaupt in langsamer und gehobener Sprechweise ein auslautendes tonloses *e* deutlich gesprochen wird". Meint nun der Verf., dass in solchen Fällen das fem. *e* denselben Lautwert eines vollen, wenn auch sehr kurzen Vokals habe wie in den von ihm damit gleichgestellten Beispielen: *il ouvre la porte, maître* renard? Oder hat er in Fällen der ersteren Art nur einen deutlichen Gleitlaut nach dem auslautenden Konsonanten zu beobachten geglaubt? Ich finde das allgemeine Vorkommen sowohl der einen als der anderen Aussprache sehr zweifelhaft. — Beachtenswert ist, was der Verf. in diesem Zusammenhange über den Einfluss mitteilt, den die Aussprache eines tonlosen *e* auf die Quantität und die Accentuierung des voraufgehenden Vokals sowie auf die Artikulation und Expiration des voraufgehenden Konsonanten ausübt: infolge der Aussprache des *e* soll der Vokal verlängert und mit höherem Ton ausgesprochen werden, bei dem Konsonanten soll die Expiration geringer sein, als wenn das *e* in der Aussprache unterdrückt wird [1]). — Weiter sagt der Verf., dass in Paris, wie ihm scheine, „die stimmhaften Konsonanten in fliessender Unterhaltung den stimmlosen Konsonanten gegenüber nicht immer klar und scharf zum Ausdruck gebracht werden, sei es, dass der Stimmton in jenen zuweilen vernachlässigt wird, oder, was mir wahrscheinlicher ist, dass er auch in diesen mehr oder minder deutlich mitklingt". Der Verf. giebt zwar zu, dass dies teils eine Folge der Angleichung eines stimmhaften und eines in der Rede damit zusammenstossenden stimmlosen Konsonanten sei. Er scheint aber anzunehmen, dass eine Vermischung von stimmlosem und stimmhaftem Konsonanten auch sonst vorkommen könne. Diese Beobachtung ist, wenn überhaupt richtig, sehr überraschend. Zu bemerken ist, dass der Verf. aus Mitteldeutschland gebürtig ist, dessen Bewohnern bekanntlich der Unterschied zwischen beiden Arten von Konsonanten von Hause aus nicht vertraut ist.

Um den charakteristischen Zügen der französischen Artikulationsweise auf die Spur zu kommen, hat der Verf. die deutsche Aussprache französischer Schüler methodisch studiert, indem er von der richtigen Voraussetzung ausging, dass die Eigenart der französischen Lautbildung gerade dabei be-

---

[1]) Vgl. die interessante, mit dem Obigen nicht ganz im Einklang stehende, von Lektor Poirot aufgestellte Theorie über den Einfluss eines unterdrückten tonlosen *e* auf den vorhergehenden Laut (Neuphil. Mitteil. Jhrg. 1901, No. 1, S. 30).

sonders deutlich zu Tage tritt. Seine hierauf bezüglichen Beobachtungen werden im dritten Kapitel mitgeteilt. Als Resultat derselben giebt er als wesentliche Eigentümlichkeiten der französischen Aussprache folgendes an: die besondere Form der Kehlkopfartikulation, welche den konsonantischen Stimmton und die vokalische Bindung begünstigt und das Knackgeräusch vermeidet; die vorgeschobene und enge Zungenartikulation; die bestimmte und scharfe Aussprache, die während der Expirationsdauer eines Lautes keine wesentlichen Veränderungen in der Stellung der artikulierenden Organe zulässt; endlich die sparsame und zum crescendo neigende Expiration.

Das vierte Kapitel des Buches behandelt den Sprachunterricht an französischen Schulen. Zuerst giebt der Verf. eine Übersicht über die neusprachliche Reformlitteratur in Frankreich, wobei er besonders auf *Michel Bréals* anregendes Büchlein: „De l'enseignement des langues vivantes", sowie auf die aus Anlass eines Preisausschreibens verfassten Schriften von *Laudenbach, Passy* und *Delobel*[1]) eingeht. Auch in den methodischen Anweisungen der amtlichen Instruktionen vom Jahre 1890 finden diese Reformbestrebungen zum Teil einen Raum. Was nun die praktische Durchführung dieser Ideen in der Schule betrifft, meint Dr. Eggert, dass die Aussprache des Deutschen und die methodische Behandlung derselben viel zu wünschen übrig lasse. Dagegen beginnen andere von den Reformern aufgestellte Forderungen allgemeine Anerkennung zu finden. Dazu gehört erstens die Verwertung der direkten und bildlichen Anschauung, die schon längst im Unterricht der französischen Muttersprache eine bedeutende Rolle gespielt hat. Unter hierher gehörigen Lehrbüchern des Deutschen nennt der Verfasser das auf eine sehr originelle Methode gegründete Unterrichtswerk von *Pey* und *Grandjean:* „La langue allemande enseignée par des images". — Einer besonderen Pflege freut sich in Frankreich die Behandlung des Wortschatzes, vor allem im muttersprachlichen Unterricht. Der Verf. geht auf die Einrichtung einiger zu diesem Zwecke herausgegebenen Vokabularien, wie des *Vocabulaire français* von *J. Carré,* ein. Doch sagt der Verf., dass die Vorteile, welche eine solche systematische Zusammenstellung der Worte bietet, im deutschen Klassenunterricht nach seinen persönlichen Beobachtungen nicht immer ausgenutzt wurden, und dass die Aneignung der Worte oft nur in einem mechanischen Auswendiglernen derselben bestand. — Auch Sprechübungen werden von den amtlichen Instruktionen gefordert und wenigstens in Paris in ausgedehntem Masse verwendet. In den meisten deutschen Stunden wurde fast ausschliesslich deutsch gesprochen, und zwar sowohl bei der Behandlung der Lektüre wie der Durchnahme schriftlicher Arbeiten und der Besprechung grammatischer Fragen.

Ein Kapitel mit praktischen Winken für den Neusprachler, der in der Heimat oder in Frankreich seine Sprechfertigkeit ausbilden will, beschliesst die inhaltreiche und interessante Arbeit. *I. U.*

---

[1]) Publiziert unter dem Titel: De la méthode directe dans l'enseignement des angues modernes (1899).

***Henry Sweet**, The History of Language; XI + 148 S., London 1900; J. M. Deux & C:o; Preis geb. 1 Sh.*

Dieses Büchlein bildet einen Band einer neuen encyklopädischen Sammlung, welche den Namen „Temple Primers" trägt. — Auf wenig Seiten bietet es eine Fülle nicht nur von Thatsachen, sondern auch, wie dies bei dem originellen Verfasser der „New English Grammar" zu erwarten war, von neuen, bisweilen kühnen, ja sogar paradoxalen, aber immer anregenden Gesichtspunkten. Die Beispiele sind zum grossen Teil dem Englischen entnommen, was wohl den meisten Lesern willkommen sein wird; aber die grosse Belesenheit des Verfassers macht es ihm möglich, sowohl andere indoeuropäische Sprachen, wie auch das Semitische, Finnisch-Ugrische und Chinesische in den Bereich seiner Darstellung hereinzuziehen.

Das Buch zerfällt in acht Kapitel. Die ersten fünf bilden gewissermassen ein Ganzes, indem sie die allgemeinen Fragen des Sprachlebens erörtern. Kapitel I behandelt die Sprache und das Sprachstudium überhaupt und charakterisirt die verschiedenen Arten der wissenschaftlichen Sprachbetrachtung. Der besondere Reiz des Sprachstudiums liegt, sagt der Verf., in der Mischung des Regelmässigen und des Unregelmässigen. „Die Sprache gleicht einem Freunde, dessen Fehler und Schwächen ihn nur teurer erscheinen lassen". — Das zweite Kapitel giebt im Anschluss an des Verfassers phonetische Handbücher eine kurze Übersicht der Sprachlaute. Kapitel III behandelt die lautlichen Veränderungen der Sprache; der Verfasser warnt vor einer falschen Anwendung des Begriffes „Gesetz" auf dem Gebiete der Sprache; ein sogenanntes Lautgesetz konstatire eigentlich blos, dass in einer bestimmten Periode die Sprecher einer bestimmten Sprache in die Gewohnheit gerieten einen gewissen Laut „falsch" auszusprechen. Die tieferen Gründe der Lautveränderungen lassen sich nur äussert selten vermuten. Interessant ist die Behauptung des Verfassers, dass die Verdumpfung des germ. $\bar{a} > \bar{o}$ in den nordgermanischen Sprachen (engl. *stone* aus *stān*) zweifellos darauf beruhe, dass die Einwohner des kalten und nebeligen Nordens sich scheuten den Mund zu sehr aufzusperren.

Ungemein reich ist der Inhalt der Kapitel IV und V. Im Kap. IV bespricht Sweet zuerst die Frage von dem Ursprung der Sprache, den man sich nicht zu mystisch vorstellen, sondern vielmehr im Lichte der immer fortgehenden Bildung neuen Sprachmaterials betrachten sollte. Sodann erörtert er die Entstehung und Entwickelung der verschiedenen Redeteile, der Kongruenz und des grammatischen Geschlechts. Es folgt sodann die Klassifikation der Sprachen. Interessant ist die Charakteristik der finnischen Sprache, welche Sweet als einen ausgezeichneten Typus einer flektirenden Sprache ansieht. — Das Kap. V behandelt die Dialektspaltung, die Entstehung von Schriftsprachen, die morphologische Veränderung und die Möglichkeit des Individuums dieselbe zu kontrolliren.

Nachdem der Verfasser sodann im Kap. VI in stark gedrängter Form teilweise im Anschluss an Meringer, Indogermanische Sprachwissenschaft

die Lautverhältnisse und die morphologische Struktur der arischen Sprachen charakterisirt hat, geht er zum siebenten Kapitel, dem eigentümlichsten des ganzen Buches, über. Der englische Titel dieses Kapitels lautet „Affinities of Aryan". Wenn der Verf. sich sonst auf verhältnissmässig sicherem Grunde bewegt, giebt er hier dem Kombinationstalente und der Einbildungskraft freie Zügel. Auch wird dieses Kapitel wohl die meisten Leser zum Widerspruch reizen: mancher Spezialforscher wird es wohl sogar mit einem überlegenen Lächeln abfertigen. Der Verfasser, der sich den Untersuchungen Andersons (Studien zur Vergleichung der Indogermanischen und der Finnisch-Ugrischen Sprachen, Dorpat 1879) anschliesst, sucht zunächst die Urgemeinschaft der arischen und der finnisch-ugrischen Sprachen aus Übereinstimmungen des Wortschatzes und der Formenbildung zu erweisen. Sweet scheint diese Urgemeinschaft als über jeden Zweifel erhaben zu betrachten: wer dieselbe nicht annehme, müsse zur Annahme unglaublich weitgehender Entlehnungen seine Zuflucht nehmen. Der Verf. geht aber noch weiter. Auch die altaischen Sprachen will er aus derselben Urquelle ableiten; ihre Agglutination zeigt nur die primitive Art, aus welcher sich die Flexion des Finnischen und des Arischen entwickelt hat. Den finnisch-ugrischen und den altaischen Sprachen gemeinsam ist vor allem die Vokalharmonie. Schliesslich sieht Sweet eine Urform derselben Sprachgruppe in dem rätselhaften Sumerisch der ältesten Keilinschriften, welche er bis 8000 vor Chr. zurückdatiren möchte. — Am Ende des Kapitels lässt sich der Verf. auf die schwierige Frage von dem gegenseitigen Verhältnis von Sprache und Rasse ein. Und hier schwindelt es einem ein wenig, wenn er die Behauptung wagt, die arische Sprache sei eigentlich nur eine Mundart der grossen uraltaischen Sprachfamilie, welche der urarischen Rasse von fremden Eroberern aufgezwungen worden sei. Durch diese Eroberung hätten sich auch die Rassen gemischt: daher das Vorkommen von sowohl Kurz- wie Langschädeln in den meisten europäischen Ländern. Am reinsten sei der sog. arische Rassentypus in Skandinavien zu finden, wo die klimatischen Verhältnisse die Entwickelung einer blonden Hautfarbe u. s. w. begünstigt hätten. — Das letzte Kapitel behandelt die Individualität der Sprachen, die sich sowohl im Lautmaterial, wie in der Struktur und in der Ausdrucksfähigkeit bekunden.

Dieses kurzes Résumé dürfte genügen, um dem Leser die Lektüre des inhaltreichen und anregenden Buches des englischen Gelehrten aufs Wärmste zu empfehlen. *U. Lindelöf.*

U. Lindelöf'in ja J. Öhquist'in Saksan kielioppi. *Suomenkielisiä oppilaitoksia varten suomentanut ja muodostellut Axel Rosendahl. Toinen korjattu painos. Helsinki. Otava, 1899. 254 S. Geb. FM. 3:50.*

Die Abweichungen von der ersten Auflage beschränken sich hauptsächlich auf eine Anzahl Berichtigungen, Zusätze und Nachbesserungen im Ausdruck. Obgleich der Bearbeiter keine durchgreifenden Veränderungen

vorgenommen hat, scheint mir doch die vorliegende Auflage einen wesentlichen Fortschritt zu bedeuten, indem darin einige sehr fatale Fehler, besonders was das Finnische betrifft, berichtigt worden sind. Als „Fortschritt" möchte ich ferner bezeichnen, dass aus dem schwedischen Original mehrere Paragraphen herübergenommen worden sind, welche nicht in der ersten finnischen Auflage Aufnahme gefunden hatten. Auch dadurch hat die Auflage an Vollständigkeit gewonnen, dass einer eingehenden Rezension von Dr. Hagfors (Pedag. Tidskrift 1897, 2) gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde.

In dem Folgenden will ich einige Punkte hervorheben, wo wesentlichere Abweichungen zwischen den beiden Auflagen vorliegen, und werde dabei auf Stellen aufmerksam machen, wo meines Erachtens noch etwas zu verbessern wäre.

Seite 11 unten steht: *jene* grosse Gebäude, pro *jenes* grosse Gebäude (ebenso in der ersten Aufl.).

Seite 15 wird gesagt, dass vor einer mittelst *als* angefügten Apposition im Nominat. der unbestimmte Artikel nicht gebraucht wird. Seite 44 zeigen jedoch Sätze wie: Er hat sich als *ein* mutiger und starker Mann erwiesen; er hat sich als *ein* rechtschaffener Mensch benommen, dass die Regel zu kategorisch ist.

Seite 18 findet sich ein arger Druckfehler. Es steht: Bei Bildung des Singulars (von Subst.) wird oft der Wurzelvokal verändert. Es sollte natürlich heissen: Bei Bildung des Plurals etc.

Seite 28 erfahren wir, dass „die Einwohner von Paris *berühmter* sind als die von Bordeaux". Das Beispiel steht an Originalität denen in Pauls „Tysk språklära" nur wenig nach. Dass kein Druckfehler vorliegt, davon zeugt die beiliegende wörtliche Übersetzung.

Seite 35, im Kapitel vom Genet. heisst es: Das Determinativpronomen vor dem Genet. subj. oder Genet. obj. ersetzt ein schon erwähntes, durch einen Genet. bestimmtes Subst., welches nicht wiederholt wird. Die Regel sollte entweder auf dieselbe Weise wie in der schwedischen Auflage gefasst oder auch erst im Kapitel vom Pronomen behandelt werden. Dieselbe Regel an zwei Stellen zu geben, wie in der ersten Auflage, ist selbstverständlich überflüssig.

Im Kapitel vom Superlativ möchte ich ein kleines Wörtchen hinzufügen. — Zu den häufigsten Verstössen gegen den Gebrauch des Superlativs — zu welchen die Schüler durch das Schwedische verleitet werden — gehören inkorrekte Umschreibungen wie „das meist (resp. am meisten) verführerische Lächeln" etc. Um derartigen Inkorrektheiten vorzubeugen, möchte ich nun in der Regel von der Bildung des Superlativs es hervorgehoben sehen, dass der Superlativ *nur* durch Anhängung von -st oder -est gebildet wird.

Seite 57, im Kapitel vom Superl. könnte noch hervorgehoben werden, dass der prädikative Superl. niemals in der einfachen Form (best, höchst etc.) gebraucht wird.

Seite 67. Der Satz: Dort siehst du *einen* Mann, *eine* Frau und *ein* Kind (*ein* als Zahlwort), sollte durch: Tuolla näet *yhden* miehen etc. pro: Tuolla näet *miehen* etc. wiedergegeben werden. Das Beispiel ist übrigens nicht gut gewählt.

Seite 72 ist ein Irrtum in der alten Aufl. berichtigt. Dort wurde behauptet, dass der Nenner einer Bruchzahl durch die Endung -tel (-stel!) von den Ordnungszahlen gebildet wird.

Im Kapitel vom Reflexivpronomen ist § 120 neu hinzugekommen. Der folgende Paragraph besteht aus einer Anzahl von Beispielen, wie z. B.: Er bat seinen Freund sich zu setzen. Sie bat ihn sich zu entfernen etc. — Es ist schade, dass der Bearbeiter keine Regel für diese Erscheinung gefunden hat; — die der alten Auflage ist natürlich ganz falsch. Dort heisst es: In verkürzten Infinitivsätzen wird das finnische „itseänsä" durch das Pronomen *sich* übersetzt, wenn es auf die Person bezogen wird, welche die durch den Infinitiv ausgedrückte Handlung vollzieht. Auf Finnisch lauten aber die obengenannten Beispiele: Hän käski ystäväänsä istumaan (nicht itseänsä istumaan). Hän pyysi häntä poistumaan (nicht itseänsä poistumaan).

SS. 105—126 werden die Präsens- und Perfektformen des Konjuktivs durch die finnischen Potentialformen übersetzt. Warum gerade durch die Potentialformen, ist mir unbegreiflich. Wenn sie überhaupt übersetzt werden müssen, so sollte es durch das Präsens und Perf. Ind. oder die Konditionalformen geschehen. Ich möchte behaupten, dass man keinen deutschen Satz finden wird, wo man daran denken könnte, das Präsens und Perf. Konj. durch die finnischen Potentialformen wiederzugeben.

Seite 190 steht: Da man von den Hilfsverben des Modus kein Passivum bilden kann, so muss man, wenn das entsprechende finnische Verbum im Pass. steht, auf folgende Weise verfahren: — — —. Nun steht aber im Satze, welcher eben dies beleuchten soll, das entsprechende Verbum gar nicht im Pass.: Myrskyä vastaan ei *voi* laivaa ohjata.

Seite 209, im Kapitel vom Adverbum, wird gesagt, dass der absol. Superlativ mit *auf* den höchstmöglichen Grad ausdrückt. Es wäre entschieden besser die Regel auf dieselbe Weise zu fassen, wie in der schwedischen Aufl.: Der Superl. mit *auf* drückt einen sehr hohen Grad, ohne Vergleichung, aus.

In §§ 280—285, wo der Gebrauch einiger Adverbien beleuchtet wird, würde ich einige Beispiele von der Anwendung von *von hier, von dort, von wo* hinzuwünschen. Fehler wie: die Stadt, wovon ich komme, hiervon reiste er nach Berlin, kommen nur zu häufig vor.

Seite 216. Das Beispiel: Mit Mühe und Not erreichte er den Hof (aus Goethes „Erlenkönig") würde ich aus Pietät mit: Vaivalla ja vastuksella pääsi hän *taloon* pro pihaan, übersetzen.

Was das Finnische der vorliegenden Auflage betrifft, so habe ich mit Vergnügen konstatirt, dass es bedeutend reiner ist als in der ersten. Die Veränderungen (über hundert an der Zahl), die der Übersetzer vorgenommen

hat, um seine Sätze „finnischer“ zu machen, scheinen mir vollkommen berechtigt. Er hätte sogar strenger verfahren können: Folgende Ausdrücke, um nur einige anzuführen, finde ich nicht korrekt: Älä *totta tosiaan* sitä enää tee! Olen *hänet* läpeensä *oivaltanut*. Olen mielelläni sinulle *antaunut* (anvertraut). Muutamat ihmiset eivät voi sietää taaksepäinkulkemista (das Rückwärtsfahren; rückwärts = takaperin, zurück = taaksepäin). Sinä juuri olet *se* oikea! (Du bist mir der Rechte!)

Die Ausstattung des Buches ist durchaus gut. *N.*

Popular Studies in Mythology, Romance and Folklore, *issued under the general editorship of Mr* ***Alfred Nutt,*** *published by David Nutt, London, 57—59 Long Acre, 1899—1901. 16mo. 6d. each.*

Although these Studies only partly enter into the sphere of modern philology, and even that part of them which deals especially with mediæval romance literature does not afford anything that has not been said before by continental sholars of the best renown, I dare to recommend Mr Nutt's series most warmly to all those who wish to get, in an easy way, some authentic notions about the heroic sagas and the folkloristic beliefs of different peoples. It is true that these notions must become somewhat incomplete and vague, as each volume contains only 40—60 pages, written in a popular style; but I consider that the real worth of these Studies does not so much consist in their relating interesting facts as rather in their very suggestive effect on a reader who is not very familiar with the subjects treated. And in order to aid the student who wishes to work at the subject more closely by himself, excellent *Bibliographical Appendices* are added at the end of the volumes. Of the first series of these Studies, which are intended to comprise twelve numbers, there has as yet appeared ten numbers, viz. n:o 1: *Celtic and Mediæval Romance,* by Alfred Nutt; n:o 2: *Folklore: What is It and What is the Good of It,* by E. S. Hartland; n:o 3: *Ossian and the Ossianic Literature,* by Alfred Nutt; n:o 4: *King Arthur and his Knights, a Survey of Arthurian Romance,* by Jessie L. Weston; n:o 5: *The Popular Poetry of the Finns,* by Charles J. Billson; n:o 6: *The Fairy Mythology of Shakespear* by Alfred Nutt; n:o 7: *Mythology and Folktales, their relation and interpretation,* by E. S. Hartland n:o 8: *Cuchulainn, the Irish Achilles,* by Alfred Nutt; n:o 9: *The Rigveda,* by E. Vernon Arnold; n:o 10: *The Romance Cycle of Charlemagne and his Peers,* by Jessie L. Weston. — The whole series of 12 numbers costs 6 sh. 6 d. (post free). *A. Wallensköld.*

Ny-islandsk lyrik, oversættelser og studier af Olaf Hansen, *Kopenhagen 1901, J. Frimodts Verlag. 183 S.*

Das vorliegende Buch gehört einer Reihe von kleinen Schriften an, welche die „Gesellschaft für germanische Philologie“ in Kopenhagen vor

Kurzem herauszugeben begonnen hat, ein seit einigen Jahren (1897) gegründeter akademischer Verein mit der nächsten Aufgabe unter den älteren und jüngeren Germanisten an der dänischen Universität zusammenschliessend und interessierend zu wirken. Die Gesellschaft bezweckt indessen nicht nur gemeinsame Arbeit innerhalb des Fachkreises sondern will daneben nach aussen wirken, Interesse für ihre Sache bei einem grösseren Publikum erwecken. Dieses Ziel glaubt sie durch die Verbreitung der Kenntnis von bemerkenswerten Erscheinungen im Kulturleben der naheverwandten Völker, vor allem innerhalb der Literatur erreichen zu können, eine Seite ihrer Tätigkeit, die keineswegs als weniger wichtig anzusehen ist. Eine Frucht der Bestrebungen des Vereins in der letzt genannten Richtung sind die betreffenden Studien und Übersetzungen des Herrn Hansen auf dem Gebiete der neuisländischen Lyrik des 19:ten Jahrhunderts, eine Arbeit, die sowohl in Bezug auf das hohe Interesse, welches schon der Gegenstand selbst darbietet, als auch in Bezug auf die höchst anziehende Form der Darstellung als besonders beachtenswert zu bezeichnen ist. Das Buch dürfte eine bedeutende Lücke in der dänischen Übersetzungs- und Essay-literatur ausfüllen, wird aber auch im übrigen Skandinavien ebenso wie bei uns auf einen interessierten Leserkreis rechnen können. Die moderne skandinavische Poesie hat in unserem Lande viele Freunde erworben, aber den meisten auch unter diesen wird diese Schrift bisher ungeahnte Aussichten eröffnen: dass Island, die durch ihre Vergangenheit so ruhmvolle Märcheninsel im äussersten Norden, mit einer eigenen nationalen Dichtung an den literarischen Strömungen der neueren Zeit in Skandinavien Teil genommen, wird wohl den meisten überraschend erscheinen. *T. E. Karsten.*

Ph. Rossmann, *Ein Studienaufenthalt in Paris. Ein Führer für Studierende, Lehrer und Lehrerinnen. Zweite, umgearbeitete und bedeutend vermehrte Auflage, herausgegeben unter Mitarbeiterschaft von A. Brunnemann. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung. 1900. 126 S. 8°.*

Dr. Oscar Mey, *Frankreichs Schulen in ihrem organischen Bau und ihrer historischen Entwicklung mit Berücksichtigung der neuesten Reformen. Zweite, vollständig umgearbeitete und wesentlich vermehrte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1900. 222 S. 8°.*

Die zweite Auflage von Dr. Rossmanns bekanntem Büchlein sei allen Neuphilologen, die eine Studienreise nach Paris oder überhaupt nach Frankreich unternehmen wollen, als zuverlässiger und nützlicher Führer bestens empfohlen. Nach einer Einleitung, wo von der Dauer der Studienreise, den Verhältnissen in der französischen Provinz und der französischen Schweiz, den Reisekosten etc. die Rede ist, behandeln die Verf. ihr Thema in zwei Kapiteln. Das erste derselben (S. 19—55) erteilt Ratschläge betreffs des zweckmässigsten Unterkommens in Paris, sowie betreffs der Vorlesungen und Vorträge, der Theater- und Schulbesuche, des Familienverkehrs und der Privatstunden daselbst. In dem zweiten Kapitel (S. 56—126) ist den Realien eine zwar kurze, aber durchaus treffliche Behandlung zu teil ge-

worden. Es finden sich hier u. a. besondere Abschnitte über das französische Unterrichtswesen, die Pariser Familie und Geselligkeit, den Volkscharakter, die zeitgenössische französische Litteratur und Kunst, sowie über das Bücher- und Zeitungswesen.

Wer über die jetzige Organisation und die historische Entwickelung von Frankreichs Schulen nähere Auskunft wünscht, findet in Dr. *Meys* Arbeit eine ausführliche und zuverlässige Darstellung dieses Gegenstandes. Der Verf. behandelt in verschiedenen Abschnitten die Centralverwaltung des Unterrichts, die Schulbehörden der Provinz, die Hochschulen und Universitäten, die öffentlichen und privaten Lyceen, die höheren Schulen für Mädchen, die Fachschulen, das Volksschulwesen, den gewerblichen und technischen Unterricht, endlich die Volkserziehung ausserhalb der Schule. Dabei werden u. a. auch die Examina und Prüfungen, das Studenten- und Schulleben, sowie die Stellung der Lehrer berücksichtigt. Das Buch enthält einen sehr reichen, übersichtlich geordneten Stoff, und der Leser bekommt überall den Eindruck, dass der Verf. mit seinem Gegenstand durchaus vertraut und mit Interesse und Wärme an die Behandlung desselben gegangen ist. *I. U.*

Zeitschriften-Rundschau.

Die Neueren Sprachen (VIII 10): *R. Lenz*, Über Ursprung und Entwicklung der Sprache. (Schluss folgt.)

J. Ackerknecht, Zur Aussprache des Schriftdeutschen.

In Deutschland lassen sich etwa 10 Musteraussprachen, 4 oberdeutsche, 3 mitteldeutsche und 3 niederdeutsche, feststellen, sagt der Verf.

Bis jetzt hat man sich in den deutschen Schulen ziemlich wenig mit der Aussprache beschäftigt, zum grossen Teil eben weil „es der Aussprache des Schriftdeutschen an Einheitlichkeit gefehlt hat". Verf. sucht den Grund zu diesem Mangel in den politischen Verhältnissen Deutschlands.

Verf. fragt sich nun, „ob eine einheitliche Aussprache des Schriftdeutschen überhaupt möglich, notwendig oder auch nur wünschenswert ist", und kommt zu dem Schluss, dass in Deutschland sich „ein wirkliches Bedürfnis nach einer einheitlichen Aussprache geltend macht". Dabei denkt er auch an „die Ausländer, die deutsch lernen wollen, wie wünschenswert eine Einheitlichkeit der Aussprache für sie wäre, sowie für die Verfasser von deutschen Sprachlehren und von Wörterbüchern, welche die Aussprache der deutschen Wörter angeben".

Wie soll man aber zu der erwünschten Einheitlichkeit gelangen und welche Aussprache soll als Muster dienen? Das einfachste wäre, die Bühnensprache dazu zu wählen, die schon „einigermassen ausgeglichen" ist und die durch die Berliner Konferenz 1898 noch eine weitere Bestätigung erhalten hat. Die Ergebnisse jener Konferenzverhandlungen sind von Siebs in einem Buche „Deutsche Bühnensprache" veröffentlicht worden, „das gewissermassen ein Handbuch der deutschen Mustersprache darstellen soll".

Verf. fragt nun weiter, ob Schule und Kirche, Volksvertreter und öffentliche Redner diese Bühnensprache als Muster betrachten sollen. Ohne Reservation will er sie gegenwärtig nicht empfehlen.

Die Bühnensprache ist eine Kunstsprache, also etwas „künstlerisches und künstliches". In der Schule aber „wenden wir uns in erster Linie an den Verstand der Schüler" und wir müssen oft, um leichter verstanden zu werden, uns „geradezu der Mundart des Schülers bedienen". Der Kanzelredner darf auch nicht nach der Ansicht des Verfassers sich zu weit von der mundartlich gefärbten Aussprache des Schriftdeutschen entfernen. Und ebenso könnte es leicht lächerlich wirken, wenn der Lehrer in der Schule die reine Kunstsprache gebrauchte. Jedenfalls dürfte es aber als eine Aufgabe der Schule anerkannt werden, dass die Lehrer „durch Bekämpfung einzelner rein mundartlicher Eigenheiten der Aussprache . . . wenigstens auf die Schulaussprache der heranwachsenden Geschlechter im Sinn einer Vereinheitlichung bis zu einem gewissen Grad künstlich einzuwirken suchen", Vorher muss man sich jedoch zunächst für die Schulen „über eine Musteraussprache des Schriftdeutschen einigen, welche zwar der heimischen Lautbildung Rechnung trägt, nicht aber jede landschaftliche Eigenheit duldet". Und diese Vereinheitlichung der Aussprache müsste allerdings, meint Verf. „in der Richtung nach der Bühnensprache hin geschehen".

Verf. bespricht dann einige Einzelfälle in der Aussprache des Schriftdeutschen in Würtemberg und geht von den von Erbe in seiner Schrift „Fünfmal sechs Sätze über die Aussprache des Deutschen" aufgestellten Sätzen aus. Auch dem Siebschen Buch widmet er Aufmerksamkeit. Genäselte Vocale, besonders das Näseln des a, will der Verf. aus der würtembergischen Musteraussprache nicht ausmerzen. — Das *y* soll immer, auch in Fremdwörtern, wie *i* und nicht wie *ü* ausgesprochen werden. — Dazu giebt Verf. noch einige Regeln über die Aussprache der *e*-Laute. *M. W.*

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1900—1901.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 9. Februar 1901, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 17 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Herbstsemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Bericht der Revisoren für die Periode 3. Febr. 1900—9. Febr. 1901 wurde verlesen. Dem Vorstande wurde Decharge erteilt.

§ 3.

Der Vorsitzende teilte mit, der Neuphil. Verein habe vom Verein „Selskab for germansk Filologi“ in Kopenhagen Exemplare von Nr. 10 des zweiten und Nr. 2, 3 des dritten Jahrganges seiner Zeitschrift „Budstikke til Selskab for germansk Filologi“ empfangen. Die Exemplare wurden bei der Sitzung unter die Mitglieder verteilt. Der dänische Verein hatte auch den Wunsch ausgesprochen mit dem Neuphil. Verein in Schriftenaustausch zu treten. Als Gegengeschenk für die „Budstikke“ sind die „Neuphil. Mitteilungen“ abgesandt worden. — An die Königl. Bibliothek zu Upsala, mit welcher der Neuphil. Verein auch im Schriftenaustausch steht, sind ausser den Mitteilungen noch die „Mémoires“ abgesandt worden.

§ 4.

Der Vorsitzende teilte mit, dass der Vorstand, nach Beratung mit einigen anderen hinzugerufenen Mitgliedern des Vereins beschlossen habe, auch fernerhin die „Neuphil. Mitteilungen“ herauszugeben.

§ 5.

Prof. *Söderhjelm* referierte Boerner & Schmitz: Lehrbuch der französischen Sprache (Ausg. D.)

§ 6,

Prof. *Söderhjelm* hielt einen Vortrag über das Tema: „Sagan om Tristan och Yseut“.

§ 7.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Mag. Iwar Hortling und Student Olaf Homén.

In fidem:
Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 2. März 1901, bei welcher Sitzung ausser dem ersten und zweiten Vorsitzenden 14 Mitglieder anwesend waren. — In der Abwesenheit des Schriftführers wurde das Protokoll von Dr. Lindelöf geführt.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Dr. *Lindelöf* referierte H. Sweets History of Language.

§ 3.

Dr. *Palander* sprach über die von Kluge neulich gegründete „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“ und hielt sich etwas ausführlicher bei einigen dort erschienenen Aufsätzen auf.

§ 4.

Prof. *Söderhjelm* endigte seinen bei der vorigen Sitzung begonnenen Vortrag über das Tema „Sagan om Tristan och Yseut".

§ 5.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Student Holger Petersen und Fräulein Olga Nummelin.

In fidem:
Uno Lindelöf.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 30. März 1901, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstand 30 Mitglieder und als Gast die Sprachlehrerin Fräulein Ervast aus Nystad anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Dr. *Wallensköld* hielt in französischer Sprache einen Vortrag über die Crescentia-Sage oder „La chaste femme convoitée par son beau-frère", ihre Ausbreitung und ihre Versionen. Nach dem Vortrag las Dr. W. noch eine deutsche Bearbeitung der Sage vor.

§ 3.

Als Mitglied des Vereins wurde vorgeschlagen und gewählt: Student Fräulein Agda Ekholm.

§ 4.

Im Zusammenhange mit dieser Sitzung wurde das Jahresfest des Vereins gefeiert. Nach Schluss der Verhandlungen folgte ein geselliges Beisammensein, das durch musikalische und andere erheiternde Vorträge gewürzt wurde.

In fidem:
Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 13. April 1901, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstand 15 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Prof. *Söderhjelm* sprach über „La réforme de la réforme d'ortographe" und berichtete über die weitere Entwickelung der Sprachreform in Frankreich und die von der Académie française verlangten Änderungen des ursprünglichen Reformediktes.

§ 3.

Dr. *Uschakoff* referierte in deutscher Sprache Dr. Eggerts Buch „Phonetische und methodische Studien in Paris zur Praxis des neusprachlichen Unterrichts". (vergl. S. 22 d. H.).

Die Diskussion, die darauf folgte, drehte sich hauptsächlich um die Zweckmässigkeit der phonetischen Studien, besonders beim Schulunterricht. — Prof. *Mandelstam* bezweifelte, dass eine bessere Aussprache fremder Sprachen mit Hülfe der Phonetik beigebracht werden könne. Den Schülern genüge die Nachahmung der Aussprache des Lehrers. Die Zeit, die auf so etwas wie Aussprache und Phonetik geopfert werde, könnte man viel besser benutzen. Eine vollkommen korrekte Aussprache könne doch nie erreicht werden.

Prof. *Söderhjelm* hielt es für notwendig und auch für möglich die richtige Aussprache wenigstens annähernd zu erwerben. Im Zusammenhange mit der praktischen Einübung fremder Sprachlaute habe auch die phonetische Methode ihre Bedeutung beim Schulunterricht und habe auch recht gute Resultate ergeben. Das richtige Wiedergeben eines Lautes werde sehr erleichtert, wenn man weiss, wie der Laut hervorgebracht werden muss. — Die Idee des Verfassers beim Schulunterricht auch der Semasiologie Aufmerksamkeit zu widmen, fand Prof. S. sehr beachtenswert. Dr. *Wallensköld* hob auch die wichtige Rolle der Phonetik bei den Sprachstudien hervor. Nur sei es natürlich ein Unterschied zwischen den Studien künftiger Sprachlehrer, die phonetische Übungen treiben und im Stande sein müssen eine genaue Beschreibung über die Bildung der Laute zu geben, und den Studien gewöhnlicher Schüler, denen nur eine geringere Anzahl Manipulationen genügten.

Lektor *Poirot* stimmte Prof. Söderhjelm bei. — Was die Beobachtung des Verfassers betrifft, dass ein Annähern stimmhafter und stimmloser Konsonanten im Französischen sich jetzt vollziehe, so teilte Lektor P. diese Auffassung nicht. Dagegen glaubte Lektor P. eine Verschiebung des französischen Konsonantensystems wenigstens in der gewöhnlichen Rede beobachtet zu haben, insofern dass stimmloser Konsonant in einen stimmhaften und dieser in einen Nasal übergeht.

Dr. *Uschakoff* glaubte auch nicht an eine Ausgleichung stimmhafter und stimmloser Konsonanten. Der Unterschied zwischen ihnen sei wenigstens in feierlicher Rede sehr ausgeprägt (vgl. *cadeau — gateau, temps — dent*). Eine Verschiebung des Konsonantensystems habe Dr. *Uschakoff* auch nicht bemerkt.

§ 4.

Prof. *Söderhjelm* gab ein längeres Referat von Gaston Paris' Buch über François Villon und sprach zugleich von früher erschienenen Werken über diesen Dichter.

In fidem:
Matias Wasenius.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15 9— 15 10 | Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. W. Söderhjelm) zu senden. | 1901

Die neuen Stundenpläne unserer Lyceen und der fremdsprachliche Unterricht.

Die zu Anfang des Herbstsemesters 1901 in unseren Staatslyceen eingeführten neuen Stundenpläne, die eine nicht unerhebliche Erweiterung des Unterrichts im Russischen bezwecken, haben den Unterricht in den Sprachen, deren Studium besonders vom Neuphilologischen Verein vertreten ist, sowie in den übrigen in den Lyceen studierten Sprachen nicht unberührt lassen können. Die folgenden Tabellen geben die bisherige Stundenzahl sämtlicher Sprachen in den Staatslyceen verschiedener Organisation an:

1) Stundenplan der klassischen Lyceen (von 1896).

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	
Unterrichtssprache . . .	4	3	2	2	2	2	1	2	= 18
Zweite Landessprache [1]) .	6	4	3	2	2	2	2	2	= 23
Lateinisch	—	4	7	7	6	7	6	5	= 42
Russisch (statt Griechisch, Psychologie u. Logik) .	—	—	—	—	4	5	5	6	= 20
D:o (statt Lateinisch) .	—	4	3	3	—	—	—	—	= 10
Deutsch	—	—	—	—	3	3	3	3	= 12
„ (statt Lateinisch) .	—	—	4	4	—	—	—	—	= 8
Griechisch (statt Russisch)	—	—	—	—	4	4	4	4	= 16
Französisch (wahlfrei) . .	—	—	—	—	—	2	2	2	= 6

[1]) Seit 1898 ist in vielen klassischen und Reallyceen die Stundenzahl der zweiten Landessprache um 1 oder 2 Stunden vermehrt, die auf Vorschlag der Lehrerkollegien und nach Verfügung der Oberdirektion des Schulwesens dem Zeichnen und Turnen oder der Unterrichtssprache entnommen sind, und zwar an verschiedenen Lyceen in verschiedener Weise.

Anm. Eine vom Staate unterhaltene, die Klassen II—IV umfassende Reallinie, deren Schüler statt des Lateinischen Russisch und Deutsch studieren, findet sich an den schwedischen Lyceen zu Borgå, Wiborg und Wasa, den finnischen Lyceen zu Åbo, Björneborg, Tavastehus, Kuopio, Joensuu, Jyväskylä und Uleåborg, sowie am Lyceum zu St. Michel, nicht aber an den beiden Normallyceen zu Helsingfors, dem schwedischen Lyceum zu Åbo und dem finnischen Lyceum zu Wiborg, an welchen Orten Reallyceen mit gleicher Unterrichtssprache vorhanden sind. — Ausserdem sind, als Fortsetzung der Reallinie der Klassen II—IV, an den Lyceen zu Borgå, Wiborg (schwedisch), Wasa und Uleåborg auf Kosten der Stadtgemeinden oder Einzelner sogen. private Reallinien in den Klassen V—VIII eingerichtet, deren Schüler das Lateinische gegen Russisch, Deutsch und Französisch austauschen, in hauptsächlicher Übereinstimmung mit dem allgemeinen Stundenplan der Reallyceen. Die am finnischen Lyceum zu Åbo vom Staate eingerichtete reale Fortsetzungslinie umfasst gegenwärtig die Klassen V—VII.

2) Allgemeiner Stundenplan der Reallyceen (von 1893).

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	
Unterrichtssprache . . .	4	3	2	2	2	2	2	2	= 19
Zweite Landessprache [1]) .	6	4	3	2	2	2	1	1	= 21
Russisch	—	4	3	3	3	3	4	4	= 24
Deutsch	—	—	4	4	4	3	3	2	= 20
Französisch	—	—	—	—	—	5	4	5	= 14
„ (wahlfrei) .	—	—	—	—	2	—	—	—	= 2
Englisch	—	—	—	—	—	—	2	2	= 4

Anm. Obiger Stundenplan wird am schwedischen Reallyceum zu Åbo, sowie an den finnischen Lyceen zu Tammerfors, Nyslott, Sordavala und Wasa befolgt. — Vom ehemaligen schwedischen klassischen Lyceum zu Uleåborg, das jetzt in ein vollständiges Reallyceum umgestaltet ist, ist gegenwärtig noch eine die Klassen V—VIII umfassende Lateinlinie übrig. — Am Reallyceum zu Wasa findet sich eine die Klassen VI—VIII umfassende Lateinlinie, mit zusammen 20 Wochenstunden Lateinisch statt des Französischen, des Englischen und des Zeichnens.

3) Stundenplan der beiden Reallyceen zu Helsingfors (von 1891).

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	
Unterrichtssprache . . .	3	2	2	2	2	1	1	1	= 14
Zweite Landessprache [1]) .	4	4	3	3	1	2	2	2	= 21

[1]) Siehe die Anm. auf der vorigen Seite.

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	
Russisch	5	5	4	4	4	6	6	6	= 40
Deutsch	—	—	4	4	4	2	2	2	= 18
Französisch	—	—	—	—	—	5	5	5	= 15
Englisch (wahlfrei) . . .	—	—	—	—	—	—	2	2	= 4

4) Stundenplan des finnischen Reallyceums zu Wiborg (von 1891).

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	
Unterrichtssprache . . .	4	3	2	2	2	2	2	2	= 19
Zweite Landessprache [1]) .	6	4	4	3	1	1	1	1	= 21
Russisch	—	4	3	3	3	5	6	6	= 30
Deutsch	—	—	4	4	4	3	2	2	= 19
Französisch	—	—	—	—	—	4	4	4	= 12
Englisch (wahlfrei) . . .	—	—	—	—	—	—	2	2	= 4

Durch die Erlasse vom 28. August und 6. September 1901 sind nun die obigen Stundenpläne 1), 2) und 4) aufgehoben worden, während der für die Reallyceen zu Helsingfors festgesetzte Stundenplan bis auf weiteres gültig bleibt. In den neuen Plänen ist den Sprachen folgende Stundenzahl zugemessen:

1) Stundenplan der klassischen Lyceen (von 1901).

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	
Unterrichtssprache . . .	4	2	2	2	2	2	2	2	= 18
Zweite Landessprache . .	4	4	4	4	2	2	2	2	= 24
Russisch	4	2	2	2	—	—	—	—	= 10
„ (statt Griechisch, Psychologie u. Logik) .	—	—	—	—	4	4	6	6	= 30
Lateinisch	—	—	6	6	8	6	6	6	= 38
Deutsch	—	—	—	4	2	2	2	2	= 12
Griechisch (statt Russisch)	—	—	—	—	4	4	4	4	= 16
Französisch (wahlfrei) . .	—	—	—	—	—	2	2	2	= 6

[1]) Siehe die Anm. der Seite 1.

2) Stundenplan der Reallyceen (von 1901).

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	
Unterrichtssprache . . .	4	2	2	2	2	2	2	2	= 18
Zweite Landessprache . .	4	4	4	4	4	2	2	2	= 26
Russisch	4	2	2	2	4	4	6	6	= 30
Deutsch	—	—	4	4	4	2	2	2	= 18
Französisch	—	—	—	—	—	4	4	4	= 12
Englisch (wahlfrei) . . .	—	—	—	—	—	—	2	2	= 4

Anm. Die Oberdirektion des Schulwesens ist berechtigt, von den der zweiten Landessprache zugeteilten Stunden in klassischen Lyceen höchstens 4, in Reallyceen höchstens 6 Wochenstunden anderen Lehrfächern zuzuteilen, falls das Lehrerkollegium des betreffenden Lyceums darum nachsucht.

Vergleichen wir nun die Stellung, welche die deutsche, französische und englische Sprache in den früheren und den jetzt festgestellten Stundenplänen einnehmen, so ist betreffs der klassischen Lyceen, wo nur Deutsch und Französisch getrieben werden, zu konstatieren, dass keine Herabsetzung der schon im Jahre 1883 eingeführten Stundenzahl stattgefunden hat: das Deutsche hat nach wie vor 12 Wochenstunden, das Französische bleibt ein wahlfreies Fach mit 6 Wochenstunden. Dass aber das Studium des Deutschen künftighin schon in der vierten, statt in der fünften Klasse anfängt, und dass infolgedessen in den oberen Klassen 2, nicht mehr 3 Stunden dieser Sprache zugeteilt werden können, dürfte jeder erfahrene Lehrer als einen wenn auch nicht bedeutenden Nachteil bezeichnen müssen.

Was die Reallyceen betrifft, so hat das Deutsche eine Verminderung von je 1 Wochenstunde in der sechsten und siebenten Klasse (im Reallyceum zu Wiborg nur in der sechsten Klasse) erlitten, so dass die künftige Totalanzahl der Wochenstunden, 18, sich wieder der Zahl nähert, worüber diese Sprache nach dem ursprünglichen Stundenplan der Reallyceen vom Jahre 1883 verfügte (im Herbstsemester 17, im Frühlingssemester 16 Stunden). Da bisher die Schüler der Reallyceen, auch derjenigen, wo das Russische über 30 oder 40 Stunden verfügt hat, erfahrungsmässig bei

der für die Maturitätsprüfung vorgeschriebenen Übersetzung in eine fremde Sprache meistens dem schwierigeren Russisch die besonders für Schwedischredende so bedeutend leichtere deutsche Sprache vorgezogen haben, ist es vorauszusehen, dass dies auch nach der allgemeinen Einführung der neuen Stundenpläne mit 30 Stunden Russisch der Fall sein wird. Unter solchen Umständen erscheint aber die jetzt vorgenommene Reduzierung der deutschen Stunden bedenklich. Für eine befriedigende Erfüllung der Rolle, die das Deutsche in unseren lateinlosen höheren Schulen als erste „Kultursprache" bisher gespielt und auch künftig spielen sollte, wäre eine grössere Stundenzahl als 18, zumal in den Lyceen mit finnischer Unterrichtssprache, sicherlich wünschenswert. Darauf deutet schon die Thatsache hin, dass man dieser Sprache in den privaten Lyceen von Helsingfors 23 bis 25 Wochenstunden zuteilen zu müssen geglaubt hat.

Auch die Stundenzahl des Französischen, die in den Reallyceen des gewöhnlichen Typus bisher 14 betrug, ist in der sechsten und achten Klasse mit je 1 Stunde herabgesetzt worden, ausser im Reallyceum zu Wiborg, wo dieselbe schon vorher nur 12 war; der Stundenplan von 1883 hatte ebenfalls für das Französische 12 Stunden, wobei zugleich der Kursus schon in der fünften Klasse anfing. Die hauptsächliche, ja beinahe einzige Aufgabe, die sich der Unterricht im Französischen bei der beschränkten Stundenzahl in unseren Reallyceen stellen muss, ist, dem Schüler die Fähigkeit beizubringen, einen nicht schwierigen französischen Text zu verstehen. Die Erfahrung zeigt nun, dass die meisten Abiturienten unserer lateinlosen Staatslyceen auch dieser bescheidenen Forderung kaum genügen, was wohl hauptsächlich von dem fremdartigen, überaus reichen Wortschatz der Sprache abhängt. Die Vertreter der modernen Sprachen hätten daher gern gesehen, dass die Stundenzahl des Französischen beim Alten stehen geblieben wäre. — Die Stundenzahl des Französischen in den privaten Lyceen der Hauptstadt wechselt zwischen 14 und 21.

Ohne Bedauern konstatiert man, dass der freiwillige Kursus im Französischen, den die Verordnung von 1893 für die fünfte Klasse der Reallyceen vorschreibt, jetzt ausgefallen ist. Dieser Kursus, der eigentlich für solche Schüler angeordnet war, welche mit der fünften Klasse ihre Schulstudien abschliessen wollten, ist sicher von geringem Nutzen gewesen, da einerseits die allermeisten Schüler zu Anfang des Herbstsemesters nicht bestimmt wussten, ob sie in der sechsten Klasse fortsetzen sollten oder nicht, und andererseits der Kursus in der sechsten Klasse von den ersten Elementen wieder anzufangen hatte.

Um so bedauernswerter ist dagegen die stufenweise Schmälerung, der dass Studium des Englischen in unseren Reallyceen des gewöhnlichen Typus ausgesetzt worden ist. Bisher war diese Sprache daselbst obligatorisch, und zwar bis 1893 mit je 2 Stunden in den drei obersten Klassen (Russisch insgesamt 21 bzw. 22 St.), nachher mit je 2 Stunden in den zwei obersten Klassen (Russisch 24 St.). Der neue Erlass vom 6. September 1901, der dem Russischen 30 Stunden einräumt, macht nun das Englische zu einem wahlfreien, ausser dem gewöhnlichen Studienplan liegenden Fach mit je 2 Wochenstunden in der siebenten und der achten Klasse, was es freilich schon vorhin in den Reallyceen zu Helsingfors und Wiborg war. Damit ist also diese in praktischer wie kultureller Beziehung gleich wichtige Weltsprache in *keiner* vom Staate unterhaltenen Schule für allgemeine Bildung mehr ein obligatorisches Lehrfach.

Der Verlust an innerhalb des obligatorischen Studienplans liegenden Stunden, den die modernen Kultursprachen an den Reallyceen des gewöhnlichen Typus erlitten haben, ist folglich sehr bedeutend: das Deutsche hat 2, das Französische 2 und das Englische 4 Wochenstunden eingebüsst. Auch die Stundenzahl der Unterrichtssprache ist mit 1 herabgesetzt worden. Dagegen hat das Russische 6 und die zweite Landessprache 5 Stunden gewonnen. Zu bemerken ist jedoch, dass diese letztere Sprache thatsächlich in einigen Reallyceen in den letzten Jahren nicht über die plan-

mässige Anzahl 21, sondern über 22 oder 23 Stunden verfügt hat [1]), was in Betracht der Wichtigkeit dieses Lehrfachs durchaus wünschenswert ist. Es erscheint aber fraglich, ob durch eine so starke Vermehrung der Stunden der zweiten Landessprache wie die jetzt eingeführte, gleichzeitig mit der höchsten Orts vorgeschriebenen beträchtlichen Erweiterung des Unterrichts im Russischen, andere Lehrfächer nicht zu sehr gelitten haben. Auch lässt die Verordnung, wie oben in einer Anmerkung erwähnt, den Schulbehörden die Möglichkeit offen, die für die zweite Landessprache bestimmten Stunden zu Gunsten anderer Fächer zu reduzieren, wobei das Deutsche und Französische wohl in erster Linie in Frage kommen sollten.

Die neuen Stundenpläne sollen, was alle Fächer ausser dem Russischen betrifft, nach Beschluss der Oberdirektion des Schulwesens in den Reallyceen und denjenigen klassischen Lyceen, wo eine Reallinie bis jetzt in den Klassen II—IV vorhanden gewesen ist, *successiv* eingeführt werden, dagegen in den übrigen klassischen Lyceen, d. h. in den Normallyceen, dem schwedischen Lyceum zu Åbo und dem finnischen Lyceum zu Wiborg, schon vom Schuljahr 1901—2 an *in allen Klassen.* In diesen letzteren Lyceen wird dies u. a. zur Folge haben, dass während der Übergangsperiode 1901—1905 der Kursus im Deutschen für mehrere Jahresgenerationen von Schülern mehr oder weniger verkürzt wird: die jetzigen Schüler der 5:ten Klasse werden beim Austritt aus der Schule nur 8 Wochenstunden, die Schüler der 6:ten Klasse 9, die Schüler der 7:ten Klasse 10 und die jetzigen Schüler der 8:ten Klasse 11 Wochenstunden Deutsch studiert haben. Es ist dies eine Ungelegenheit, die wenigstens für die jetzigen Schüler der 5:ten und 6:ten Klasse recht fühlbar sein wird. Ein Vergleich des früheren und des jetzt eingeführten Stundenplans ergiebt nun,

---

[1]) Siehe oben Anm. zu Seite 1.

dass dieselben Jahresgenerationen während der erwähnten Periode einen Überschuss an lateinischen Stunden bekommen werden: die jetzigen Schüler der 5:ten Klasse werden nach Beendigung des Schulkursus 44 Wochenstunden, die Schüler der 6:ten Klasse 42, die Schüler der 7:ten Klasse 43 und die jetzigen Schüler der 8:ten Klasse 43 Wochenstunden Lateinisch studiert haben, während der normale lateinische Kursus, der bisher 42 Stunden umfasst hat, künftig bloss 38 Stunden umfassen soll. Die angedeutete temporäre Verminderung der deutschen Stunden könnte also dadurch vermieden oder wenigstens weniger fühlbar gemacht werden, dass während der Übergangsperiode das Lateinische eine geeignete Anzahl Stunden zu Gunsten des Deutschen abträte.

I. Uschakoff.

Anhang. Stundenzahl der Sprachen in den früheren Stundenplänen der Staatslyceen.

1) Lyceen mit 7 Klassen, die 7:te Klasse mit zweijährigem Kursus (Stundenplan von 1873).

Unterrichtssprache	2,	2,	2,	1,	1,	1,	1 + 1 = 11
Zweite Landessprache	—	3,	3,	2,	2,	2,	4 + 4 = 20
Lateinisch	7,	7,	7,	7,	6,	6,	5 + 4 = 49
Russisch (Kl. V—VII statt Griechisch)	3,	3,	3,	3,	4,	4,	4 + 4 = 28[1]
Deutsch	—	—	—	3,	3,	3,	3 + 3 = 15
Griechisch (statt Russisch)	—	—	—	—	4,	4,	4 + 4 = 16
Französisch (wahlfrei)	—	—	—	—	3,	3,	3 + 3 = 12

2) Klassische Lyceen (Stundenplan von 1883).

Unterrichtssprache	4,	2,	2,	2,	1,	1,	1, 1 = 14
Zweite Landessprache	8,	4,	4,	4,	2,	2,	2, 2 = 28
Lateinisch	—	6,	6,	6,	6,	6,	6, 6 = 42
Russisch (Kl. VI—VIII statt Griechisch)	—	—	3,	3,	2,	4,	4, 4 = 20[2]
Deutsch	—	—	—	—	3,	3,	3, 3 = 12
Griechisch (Kl. VI—VIII statt Russisch)	—	—	—	—	2,	4,	4, 4 = 14
Französisch (wahlfrei)	—	—	—	—	—	2,	2, 2 = 6

[1]) Seit 1876 fing das Russische erst im Frühlingssemester der 1:sten Klasse an.

[2]) Seit 1890 hatten nur Schüler, die das Griechische gewählt hatten, in der 5:ten Klasse 2 Stunden Russisch, übrige Schüler 4 Stunden.

3) Reallyceum zu Helsingfors mit 7 Klassen (Stundenplan von 1872).

Russisch [1]	6,	6,	5,	4,	4,	5,	4	= 34
Französisch	5,	5,	5,	5,	5,	4,	3	= 32
Deutsch	—	—	—	4,	3,	3,	6	= 16
Finnisch	—	—	—	—	4,	4,	4	= 12
Schwedisch [2]	—	—	2,	2,	2,	2,	—	= 8
Lateinisch (wahlfrei)	—	—	—	—	3,	3,	3	= 9
Englisch (wahlfrei)	—	—	—	—	—	3,	3	= 6

4) Reallyceum zu Helsingfors (Stundenplan von 1884).

Schwedisch	3,	2,	2,	2,	1,	1,	1,	1 = 13
Finnisch	3,	3,	3,	3,	2,	2,	2,	2 = 20
Russisch	6,	4,	4,	4,	3,	3,	3,	3 = 30
Französisch	—	6,	4,	4,	4,	4,	4,	4 = 30
Deutsch	—	—	—	—	4,	4,	4,	4 = 16
Lateinisch oder Englisch } freiwillig	—	—	—	—	3,	3,	3,	3 = 12
	—	—	—	—	—	2,	2,	2 = 6

5) Übrige Reallyceen (Stundenplan von 1883).

Unterrichtssprache	4,	2,	2,	2,	1,	1,	1,	1 = 14
Zweite Landessprache	8,	4,	4,	4,	2,	2,	2,	2 = 28
Russisch	—	1/2,	3,	3,	3,	3,	4,	4 = 21/22
Deutsch	—	5/4,	4,	3,	2,	1,	1,	1 = 17/16
Französisch	—	—	—	—	4,	4,	2,	2 = 12
Englisch	—	—	—	—	—	2,	2,	2 = 6

Besprechungen.

***Carl Voretzsch**, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. Zum Selbstunterricht für den Anfänger (= Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen Sprachen und Literaturen. I). Halle a. S., Max Niemeyer, 1901, 8°. XV + 258 S. Rmk. 5.*

Mit dem vorliegenden Buche hat Professor Voretzsch den jungen Romanisten dasselbe darbieten wollen, was schon vor vielen Jahren Julius Zupitza mit seiner berühmten „Einführung in das Studium des Mittelhochdeutschen" den Germanisten in die Hände gab: ein bequemes Mittel auf eigene

[1] Russisch wurde auch schon in der vorbereitenden Klasse des Reallyceums gelernt.

[2] Seit 1874 wurden die 8 schwedischen Stunden in die Klassen I—IV verlegt.

Hand die zu erlernende Sprache sich grammatikalisch in ihren wichtigsten Zügen anzueignen. Dieses Ziel hat Professor Voretzsch in glänzendster Weise erreicht. Seine Arbeit ist in methodischer Hinsicht sehr geschickt konzipiert und die Ausführung verdient das grösste Lob. Nicht nur dass seine sprachlichen Erklärungen klar und genau sind; man muss dem Verf. eine besondere Anerkennung geben für die gelungene Anordnung des grammatischen Materiales, wodurch der Leser ohne gewaltsame Sprünge seine Kentnisse erweitert. Auch ist bei einer Arbeit dieser Art nur rühmend zu erwähnen, dass der Verf. in Fällen, wo die etymologische Erklärung nicht ohne Weiteres sicher ist, sich meistens hypothetischer Erklärungsversuche enthält und die Schwierigkeiten nur kurz angiebt.

Die Wahl des zu erklärenden Textes, die Laissen I—XV und L—LIV des afrz. Heldengedichtes „Karls des Grossen Reise nach Jerusalem und Constantinopel", kann nur gelobt werden. Das Gedicht ist inhaltlich ganz interessant und repräsentiert als Sprachdenkmal eine frühe Periode (etwa um 1100) des francischen Dialektes.

Im ersten Teile seines Werkes analysiert Prof. Voretzsch aufs Genaueste Schritt für Schritt sämtliche Wörter der ersten Laisse (31 Verse) und baut so allmählich eine kleine Grammatik des Afrz. auf. Der zweite Teil giebt dann eine systematische Übersicht über die bis dahin behandelten Lautgesetze. Mit dem dritten Teile fängt der Verf. wieder die grammatikalische Analyse der (übrigen) Laissen an, aber jetzt nur insofern neue grammatische Verhältnisse zu erörtern sind. Im vierten Teile findet sich dann eine systematische Übersicht über Lautstand, Formenstand und syntaktische Verhältnisse der Karlsreise. Ein Glossar (mit angegebenen Etymologieen) und ein Verzeichnis der Literatur über die Karlsreise schliessen das Buch.

Es ist natürlich, dass ein so tüchtiger Kenner des Afrz. wie Voretzsch bei seiner Darstellung der Entwickelungsgeschichte der afrz. Laute und Formen im Allgemeinen das anerkannt Richtige getroffen hat. In einigen Punkten scheint mir indessen der Verf. sich geirrt zu haben oder allzu bestimmt eine Erklärung gegeben zu haben, die nicht als unzweideutig angesehen werden darf. Da nun zu hoffen ist, dass Voretzsch' Buch auch bei uns recht viel benutzt werden wird, erlaube ich mir, im Hinblick auf die Anfänger unter unseren Romanisten, meine Bedenken in Betreff einiger von Voretzsch' Behauptungen etwas umständlicher hier zu entwickeln.

S. 11: *li* ← *ille* erklärt der Verf. „am einfachsten und wahrscheinlichsten durch übertragung aus der pluralform *illi*" (vgl. S. 61). Ein analogischer Einfluss von Seiten des inhaltlich entgegengesetzten Pronomens *hic* (vgl. **grevem* nach *levem*) scheint mir aber weit wahrscheinlicher. Denn ich habe eine gewisse Schwierigkeit mir vorzustellen, wie die Form des Nom. Plur. Mask. dazu kommen könnte, auf die entsprechende, wahrscheinlich auch viel gebräuchlichere Singularform einzuwirken, da die beiden Formen nicht einmal die einzigen des Pronomens im Mask. sind.

Das gemeinsame Vorstellungsbild, die Funktion des Nominativs, scheint mir in diesem Falle kein hinreichender Grund der Umbildung sein zu können. Ganz anders verhält es sich mit den analogischen Wirkungen innerhalb desselben Numerus; z. B. Nom. Plur. Fem. *illas* —• *les* nach dem Ack. oder der dial. Nom. Sing. Fem. *li* nach dem Mask. (**illic* oder **illi*).

S. 16: In *-ier* —• *-erium (mostier* —• **monisterium)* erkläre sich das *ie* „wahrscheinlich durch die einwirkung des folgenden *i*“ (vgl. S. 58). Mir scheint ganz deutlich Einfluss von Seiten des Suffixes *-ier* —• *-arium,* dessen Entwickelungsgeschichte übrigens noch nicht klar ist (vgl. S. 50), vorzuliegen; denn *-erium* hätte regelmässig *-*ieir* —• *-ir* geben müssen (vgl. *integrum* —• **entieir* —• *entir).* Die hypothetische Erklärung von **monisterium* —• *mostier* S. 138 ist wenig überzeugend.

S. 18: *oïrent* —• *ouïrent* soll ein Beispiel des Überganges eines freien nebentonigen off. *o* in *u* sein. Der Verf. hat offenbar übersehen, dass wir es hier mit *o* aus lat. *au* zu thun haben, das nur vor Vokal zu *u* wird. Übrigens scheint der Verf. an anderen Stellen (S. 155 und 215) wirklich behaupten zu wollen, dass jedes lat. freie nebentonige *au* im Afrz. zu geschl. *o* wird. Dagegen sprechen indessen eine Menge Fälle, selbst das vom Verf. angeführte *otreiier* —• **autoricare,* ferner *oreille* —• *auricula, poser* —• *pausare,* u. s. w.

S. 21: *aqua* soll afrz. *eve* gegeben haben (vgl. S. 137, 185, 211). Das scheint auch die allgemeine Ansicht zu sein. Hat man aber wirklich sichere Zeugnisse der vollkonsonantischen Aussprache des labialen Lautes angetroffen (etwa einen Reim wie *eve: feve* —• *faba)?* Wenn nicht, so scheint es mir viel ratsamer eine Aussprache mit halbvokalischem *u* vorzuziehen und *eue* zu schreiben; vgl. *eue: keue* (coda), *esbeue* (von *esboer,* tourmenter?), *aneue* (von *anoer* —• ad-nodare), *desneue* (von *desnoer), reskeue* (Konjunktiv von *rescorre* —• *re-excutere) Li Vers de le Mort (her. v. Windahl), Str. CCCXII. Dann ergiebt sich auch ungezwungen der Übergang zu *eaue;* vgl. *bels, beus* —• *beaus.*

S. 28: *pacem* —• *paiz* (vgl. S. 136). Es ist indessen sehr fraglich, ob das Afrz. eine Form mit gesprochenem *-z* gekannt hat. Die wenigstens sehr früh auftretende Form mit *-s (pais: mais, palais,* etc.) geht vermutlich auf den lat. Nom. *pax* zurück.

S. 29: In *regne, regnet* soll mouilliertes *n* vorliegen. Die Wörter wurden jedoch als Lehnwörter mit gewöhnlichem *n* (ohne *g*) gesprochen, wie auch aus der Assonanz *regnez* 861, *regnet* 867: *-e-* erhellt.

S. 29: Von den Perfektformen der lat. ersten Konjugation sollen *-avit, -avimus* vugärlateinisch *-aut, -amus* gegeben haben. Statt *-amus* ist wohl sicher *-ammus* anzusetzen. Was *-aut* betrifft, so würde ich lieber vulgärlat. *-avt* annehmen, woraus im Afrz., durch Schwund des Labialen, *-at* entstanden wäre. Immerhin bleibt die Bewahrung des *a* ein dunkler Punkt (vgl. *sapit* —• *set).*

S. 34: *habet* soll „infolge des häufigen gebrauchs“ vulgärlat. **at* gegeben haben. Hier wie öfters (S. 46: *ibi*; 94: *sapio, ego;* 160: *deum;* 184: *vadit)* scheint der Verf. dem alleinigen Umstande, dass ein Wort besonders häufig gebraucht wird, eine sehr schnelle Zerrüttung von dessen Lautmaterial zuschreiben zu wollen. Es ist jedoch eigentlich nur die nachlässige Aussprache des Wortes infolge seiner unbetonten Stellung und seines unwichtigen Inhaltes, die eine solche Wirkung haben kann. Vgl. darüber meinen Artikel „Zur Klärung der Lautgesetzfrage“ in den „Abhandlungen Herrn Prof. D:r Adolf Tobler .... dargebracht,“ S. 301 ff.

S. 52: Lat. *imperator* —» vulgärlat. **imperatro* durch Metathesis (vgl. S. 130). Die Annahme einer solchen Metathesis scheint mir mindestens unnötig zu sein. Das einfachste ist wohl anzunehmen, dass, als das finale *o* in *imperator* zu verstummen anfing, ein dunkles *e* als Stützvokal ohne Weiteres eintrat, welcher Prozess keine wirkliche Metathesis ist, wie etwa *pro* —» *por.*

S. 58: Der Diphthong in *mielz* wird so erklärt, dass das Hiatus-*i* in *melius* „bereits für die tonsilbe antizipiert, diese also teilweise an den folgenden *i*-laut angeglichen wird“ (vgl. S. 150, 153, 219). Wozu aber eine solche Erklärung? Das *e* diphthongierte natürlich, weil es frei war *(me-lius)*, ebenso wie das *e* in *medium, pretiat* und wohl auch in *despectum (—» *despeito). Tierz* gehört also nicht hierher und bedarf m. E. noch einer Erklärung (vgl. *pertica —» perche).* Ich verwerfe entschieden Voretzsch' „bedingte diphthongierung“, weil ich nicht begreifen kann, wie aus einem kurzen Vokal, wie der gestützte Tonvokal in *tertium* es ja auf dem centralfranzösischen Gebiete geblieben sein muss (vgl. das Ten Brink'sche Gesetz), ein Diphthong entstehen könnte. Das gesagte gilt natürlich auch *o* (also *fortia* regelmässig —» *force;* vgl. dagegen S. 193).

S. 60: Nach *l* und *n* trete statt *s* der Doppelkonsonant *z* ein (vgl. S. 142, 209, 211). Ich erinnere mich nicht, vorher eine solche Behauptung gesehen zu haben, und ich halte sie auch jetzt für entschieden falsch. Nur nach *nn,* mouilliertem *n* und mouilliertem *l* kann m. E. der Übergangslaut *t* eintreten *(annus —» anz, pugnus —» poinz, melius —» mielz).* Man würde doch sonst öfters **baronz, *telz,* u. s. w. antreffen. Die vom Verf. angeführten Beispiele *camelos —» chameilz, sine + s —» senz* bedürfen einer anderen Erklärung. In *chameilz* haben wir wohl mit einer sekundären, durch den Diphthong *ei* hervorgerufenen Mouillierung des *l* zu thun (vgl. *fedeilz —» fideles* Chans. de Rol., éd. Gautier, V. 84; Alex. Str. 59, 4 nach der Hs. L, Förster-Koschwitz, Afrz. Übungsb., Sp. 131). Was *senz* betrifft, erkläre ich mir nicht recht das *z* (vgl. it. *senza*); jedenfalls kommt die Form *sens* auch in Texten vor, wo sonst *z (= t + s)* steht. *Meinz —» minus* S. 76 ist einfach unrichtig. *Mulz —» mulos* V. 82, 89 u. s. w. (so in der Hs.) weiss ich nicht recht zu erklären. Aus der nicht ungewöhnlichen Form *mur* könnte vielleicht auf eine dialektale Form mit mouilliertem *l* geschlossen werden, da ja im Afrz. das mouillierte

l und das *r* einander lautphysiologisch besonders nahe gestanden haben müssen (s. Eurén, Étude sur l'*r* français I, Uppsala 1896, S. 22 f.).

S. 62: Geschlossenes *e* werde *i* unter Einfluss eines folgenden Hiatus-*i (camisia —• chemise, vitium —• viz, ebrium —• ivre;* vgl. S. 150, 154). Ich muss gestehen, dass ich nicht von jener Umlautserscheinung überzeugt bin; vgl. *feria —• foire, cerevisia —• cervoise, *proditia —• prooise.* Ich erkläre die obigen frz. Wortformen als entstanden aus lat. Formen mit langem *i*: *camisia* (frz. Analogiebildung jedoch auch möglich), **vitium* (oder kirchliches Lehnwort), oder kurzem *e: ebrium* (vgl. it. *ebbro* mit off. *e).*

S. 64: Mouilliertes *n* gebe im Auslaut und vor Konsonant *i* + *n* (vgl. S. 138, 151, 213, 218). Ist dieser Übergang schon für die Zeit der Karlsreise irgendwie bewiesen? Bezeichnet nicht vielmehr die Buchstabengruppe *in* noch den mouillierten *n*-Laut (vielleicht mit einem *i*-Vorschlag)? Ich erkläre mir so leichter die Schreibungen *poing* und (im Nom.) *poinz* (wo *z* den mouillierten Charakter des *n*-Lautes deutlich angiebt).

S. 70: In *araisnier* soll stimmloses *s* vorliegen, da, dem Verf. nach, jedes intervok. *ti* vor Konsonant zu *i* + stimmlosem *s* wird (vgl. S. 137, 209). Der Charakter des Sibilanten hängt wohl jedoch von der Natur des folgenden Konsonanten ab: vor stimmhaftem *n* also ein *z*-laut. Übrigens ist die Entwickelung wohl *tj —• dj —• dzj —• zj —• z' —• iz,* woraus im Auslaut und vor stimmlosem Konsonant *is* wird.

S. 83: Die Entwickelung von *apud —• od* gehe über *abod — avod — ovod — ovd.* Wahrscheinlicher ist wohl die Entwickelungsreihe *apud — abud — avud — auud — oud — od;* vgl. *clavum —• clou.*

S. 84: In *espiet •— speot, fief •— feudum, mien •— meum, dieu •— deum,* u. s. w. liege durch *u* bedingte Diphthongierung des lat. *e* vor (vgl. S. 150, 219). Ich begreife nicht, warum gewöhnliche Diphthongierung des langgewordenen *e*-Lautes nicht anzunehmen sei. Das *e* ist natürlich frei, sobald es lang ausgesprochen werden kann, sei es als erster Teil eines Diphthonges; vgl. *locum —• *luou —• *lueu —• lieu.*

S. 90: *dictum —• dit, dicta —• dite.* Nach *Benedictum —• Beneeit, maledictum —• maleeit* (vgl. ital. *detto)* zu beurteilen, ist frz. *dit* eine analogische Bildung, womit das von dem Grammatiker Gellius (IX, 6) bezeugte *dictus* (mit kurzem *i)* stimmt.

S. 99: *supra* gebe *sur* über betontes *sour(e), seur* hin (vgl. S. 221). Es scheint mir entschieden besser von dem proklitischen *sor* auszugehen und Vermischung mit *sus* anzunehmen.

S. 119: Dem germ. *rikja* entspreche ein vulgärlat. **riccius.* Es geht jedoch wohl kaum an, hier eine vulgärlat. Form aufzustellen, da die Entwickelung des *c* unlateinisch ist (vgl. *bracchium —• braz).*

S. 134: Bei der Nasalierung eines Vokales (wie in *unum —• un)* soll der erste Schritt die Verwandlung des dentalen Nasalen in einen postpalatalen (gutturalen) sein *(üng);* vgl. S. 150, 213. Eine solche Ent-

wickelung scheint mir lautphysiologish sehr unwahrscheinlich. Die Antizipierung der Senkung des Gaumensegels, also die Nasalierung des Vokales ist wohl der erste Schritt; dann mag die Verlegung der Artikulationsstelle des Nasalen an die Gegend des Gaumensegels stattfinden.

S. 156: Hiatus-*i* soll nur nach *qu* fallen *(qu(i)etum —» coi)*. Der Verf. hat augenscheinlich *parietem —» paroi* u. s. w. vergessen.

S. 164: *o* vor *-sco* in **posco* (kl. *possum)* könne weder im Altprov. (wo neben *posc* auch *puosc, puesc* vorkommt), noch in Frz. diphthongieren. Was das Frz. betrifft, so ist natürlich die Diphthongierung nur möglich nach der Metathesis von *sc —» cs (*posco —» *pocso —» *pois —» *puois —» *pueis —» *puis,* wie *coxa —» *coisse —» *cuoisse —» *cueisse —» cuisse)*. Das prov. *puosc, puesc* dagegen ist wohl ein dialektales Beispiel der Diphthongierung eines gestützten off. *o:* vgl. für das Neuprov. Meyer-Lübke, Gramm. der rom. Sprachen I, 174 (§ 185). Übrigens betrachte ich die Etymologie **possio* nicht als unmöglich.

S. 202: *Los* gehe auf den Plural *laudes* zurück. Da man nicht die Orthographie *loz* findet, ist vielmehr der Nom. Sing. *laus* als Etymon anzusetzen (vgl. G. Paris, Extraits de la Chans. de Rol., Gloss.)

S. 211: Statt *g* zwischen zwei *r* trete *t* ein. *Surgere —» sordre* zeigt indessen, dass in solchen Fällen der Übergangslaut ein *d* ist.

Schliesslich kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, dass der Verf. dem Anfänger viele Schwierigkeiten beseitigt hätte, wenn er im Allgemeinen in Fällen, wo die frz. Wortform nicht direkt aus der entsprechenden Wortform des klassischen Lateins erklärt werden kann, auch die vulgärlat. Stammform oder die galloromanische, resp. altfranz. Analogiewirkung angeführt hätte. Als Beispiele gebe ich *orphanum —» orphelin* (S. 213), wo ein vulgärlat. **orphaninum* anzusetzen wäre, und *deorsum —» *diosu —» jus* (S. 9), wo *jus* nur durch analogischen Einfluss von *sus* erklärt werden kann.

Folgende Druckfehler oder kleinere Irrtümer seien noch angeführt: S. 9, Z. 7 v. u.: lies *r* (statt: *n*); S. 22, Z. 1: lies *habúimus* (statt: *habúimes);* S. 59, Z. 16: lies ǫ (statt ǫ); S. 114, Z. 7 v. u.: lies: *c* und *g* vor *a*; S. 122, Z. 8 v. u.: lies *reïne;* S. 131, Z. 8: Die Beispiele für anl. *g* sind weggeblieben (vgl. die „Berichtigungen" S. XV); S. 183, Z. 1 v. u.: Turs (statt: Turcs; vgl. V. 199: mars); S. 187, Z. 5 v. u.: per (statt: por); S. 192, V. 144: Das eine „est" ist zu streichen; S. 192, V. 149 und S. 202, V. 803 steht: huen, aber S. 187, V. 122: huem; S. 193, Z. 20: lies **quaesii* (statt: **quaesü*); S. 204, V. 835: lies *jantes* (statt *gantes;* auch im Glossar); S. 210, Z. 16: lies *mn* (statt: *m*); S. 210, Z. 10 v. u.: lies *parfont* (statt: *profont*); S. 212, Z. 11: lies *m* (statt des zweiten *b*); Z. 214, Z. 4: lies: antekonsonantischen (statt: antevokalischen); S. 224, S. 12 v. u.: lies *empereor* (statt: *emperere*); *seror* ist zu streichen, da *suer* im Nom. Plur. vom Anfang an *serors* heisst; S. 237, Z. 8: lies *fenis* (statt: *fenit*).

A. Wallensköld.

Eugène Rigal, *Le théâtre français avant la période classique (fin du XVI^e^ et commencement du XVII^e^ siècle). Paris. Hachette, 1901, 1 v. in 18, VIII + 363. 3,50.*

La période de l'histoire du théâtre français qui s'étend de 1548 à 1635 environ est une des plus obscures, parce que non seulement les œuvres, mais les conditions matérielles sont mal connues. Elle est cependant importante, puisque c'est d'elle que va sortir le théâtre classique. Nos connaissances sur ce sujet sont dues surtout aux travaux de M. Rigal en France et de M. Dannheisser en Allemagne. Dans le livre ci-dessus, M. R. reprend et complète ses études antérieures. Il étudie successivement les troupes de campagne, l'histoire des théâtres de Paris, leur répertoire et l'organisation matérielle des théâtres. — Le livre ne s'adresse naturellement qu'à des spécialistes, et je ne fais que le signaler. Pourtant, si l'on songe que les mœurs des comédiens de campagne n'ont dû se modifier que lentement au cours du siècle, le premier chapitre peut fournir, à qui veut comprendre les années de voyage de Molière, des renseignements et des analogies précieuses. Une bibliographie abondante ajoute à la valeur du livre, qui est considérable. M. R. est un des meilleurs représentants, en France, de la méthode scientifique en histoire littéraire. *J. Poirot.*

Georges Le Bidois, *La vie dans la tragédie de Racine. Paris, Poussielgue, 1901, 1 v. in 18^0^ VIII + 336. 3,50 (primitivement thèse de doctorat).*

„Il y a eu alternance en France entre la gloire de Racine et celle de Corneille .... Actuellement la faveur appartient à Racine" dit M. Faguet dans son *Histoire de la littérature française.* Le livre de M. Le Bidois en est une preuve nouvelle. Après les travaux de P. Robert, de Brunetière, de Larroumet, qui ont renouvelé la conception de la tragédie racinienne, le sujet semblait épuisé. Mais un sujet épuisé peut offrir matière à des travaux intéressants et originaux sur certains points. — Après qu'on avait étudié la poétique de Racine et montré ce qu'il y a de naturalisme dans son œuvre, on devait en venir à rechercher ce qu'il y a de vie réelle dans cette tragédie où l'on voit encore quelquefois le produit d'une esthétique artificielle. — M. L. B. n'apporte pas de conception nouvelle. Il s'en rend compte, et s'en justifie fort bien. „Toute mon ambition est que les bons esprits retrouvent, exprimés dans ces pages, quelques-uns de leurs sentiments." (p. VIII). Le livre vaut surtout par la systématisation d'observations souvent faites, mais éparses.

L'auteur a du reste su donner à ces idées une forme et un développement souvent personnels. Je ne sais si on avait encore insisté autant et aussi heureusement que lui sur la précision des indications de lieu dans Racine, sur le rôle des mouvements du visage, plus grand chez lui que chez tout autre dramaturge, et sur le décor nouveau qui en résulte (p. 74 sqq.) — conséquence inévitable dans un drame tout intérieur,

et dont la vraie scène, comme on l'a dit, est au fond du cœur humain. — L'auteur dégage avec finesse les différences dans la conception de l'amour chez Corneille et chez Racine (p. 179 sqq.) — Contre Krantz *(Esthétique de Descartes)* et Faguet *(Drame ancien, drame moderne)*, il défend la psychologie racinienne du reproche d'abstraction, par une distinction féconde entre l'„analyse" et la „conscience" (p. 220 sqq). — Parlant de l'art du dialogue, il donne quelques exemples en analysant plusieurs scènes avec pénétration (p. 282 sqq). — Le livre est de ceux que leur valeur intrinsèque et leur prix modique permettent de recommander sans réserves à quiconque désire entrer dans l'intelligence de la tragédie classique, l'un des genres de notre littérature les plus difficiles à comprendre, surtout pour des étrangers.

Une réflexion pour terminer. M. Le Bidois a raison, je crois, contre l'opinion trop absolue de M. Krantz; mais il me paraît s'être mépris sur le sens des remarques de M. Faguet. Celui-ci ne parle d'abstraction que d'une manière relative, par opposition au souci de Shakespeare de peindre tous les aspects psychologiques de ses personnages, même ceux qui n'ont pas de rapport direct avec l'intrigue. — Il y a incontestablement une vie très profonde chez Racine: ceux-là seuls le nient qui n'ont pas pénétré l'essence de son théâtre. Cependant il est exact que la tragédie classique française repose sur un procédé d'abstraction. Comment se concilient ces jugements contradictoires? c'est la question à laquelle personne jusqu'ici n'a donné de réponse satisfaisante. La difficulté à résoudre n'est d'ailleurs pas petite. L'un des procédés de l'art classique consiste, il est vrai, à généraliser à partir d'un cas particulier réellement observé. Il est probable que l'amour pour la Du Parc et surtout pour la Champmeslé ont inspiré à Racine bien des traits de ses héroïnes. Il semble incontestable que le roman de Marie Mancini et celui de Madame ont fourni la matière de *Bérénice*. La réalité étant au point de départ se retrouverait à l'arrivée. Cette réalité existe encore, sous une autre forme, dans les observations de Tacite où Racine a puisé la psychologie de Néron et d'Agrippine. — Mais *Bajazet, Mithridate?* — On peut répondre en montrant combien les intrigues de Racine ressemblent à la vie courante; mais *Iphigénie?* et *Esther?* — Peut-être faut-il reconnaître que l'observation psychologique de Racine a beaucoup d'abstrait, qu'elle ressemble à celle des moralistes de son temps, ou à celle de Bossuet dans ses sermons. Mais il se trouve que la tragédie française, pour des raisons que M. Faguet a fort bien déduites, ne se propose pas de peindre un personnage entier; elle ne l'envisage qu'au point de vue de l'action portée à la scène, et ne s'intéresse à son caractère qu'en tant qu'il peut servir de facteur dans cette action. On conçoit dès lors qu'il suffira que le personnage exprime avec profondeur la passion qu'il représente pour qu'on puisse lui supposer une vie très réelle et aussi intense dans tous les sens. La difficulté est de choisir des sujets tels que les person-

nages y soient précisément réduits à une passion; et c'est là où Racine est passé maître. — On peut se demander, il est vrai, comment de cette double abstraction peut sortir un théâtre vivant. Mais il faudrait définir ce qu'on entend par „la vie" au théâtre, ce qu'on n'a encore jamais fait jusqu'ici, et rechercher si cette vie n'est pas toujours conventionnelle, donc contenant en soi de l'abstraction: ce qui ferait évanouir les difficultés, et peut-être le problème lui-même. *J. Poirot.*

***Poul Levin**, Victor Hugo. Copenhague, Gyldendalske bokhandeln. 1901 1er fasc in 16 64 p.*

Seize ans se sont déjà écoulés depuis la mort de Victor Hugo. Les passions commencent à se taire autour de sa mémoire. L'histoire littéraire s'empare de lui, et l'on voit de mieux en mieux se dégager cette grande figure dans le XIXe siècle. Toutes les tentatives faites pour lui opposer d'autres poètes français ont échoué, et il apparaît bien, dès maintenant, qu'il restera le premier des écrivains de son siècle, et le plus grand de nos lyriques. — La publication de son œuvre posthume, qui aura prolongé de plus de quinze ans sa vie littéraire, va se terminer en 1902; nous possédons sur lui des documents et des renseignements abondants et déjà sommairement triés. D'autre part, nous sommes encore assez voisins de lui pour sentir dans son œuvre une foule de traits que les générations postérieures ne pourront peut-être plus que comprendre. — Le moment est venu de lui consacrer l'étude équitable et solide qui manque toujours, après la biographie bien informée, mais trop partiale de M. Edmond Biré. Cette étude, on peut la tenter sans se dissimuler qu'elle ne pourra être que provisoire, et que bien des travaux de détail seront nécessaires avant qu'on puisse donner de cette œuvre gigantesque une interprétation à peu près définitive.

Ce livre, qu'il nous faut, et qu'on ne nous annonce pas de France, un critique danois, le Dr Poul Levin, essaie de l'entreprendre. Il est en possession d'une méthode sûre, ses recherches sont étendues, ses vues souvent personnelles, son admiration sincère sans être aveugle. L'ouvrage m'a semblé bien écrit, d'une plume alerte et souvent spirituelle. — Le 1er fascicule, seul paru jusqu'ici, va jusqu'en 1826. C'est la partie de la biographie de V. Hugo la mieux explorée, et l'on n'y pouvait guère ajouter de faits nouveaux. Mais on peut en concevoir la perspective de manières différentes, et sur plusieurs points M. L. s'écarte de ses devanciers. — Décrivant les influences sous lesquelles s'est formé le poète, il note la prédominance de la mère, et place au premier rang, sans doute avec raison, le conflit entre la mère et le père, sur lequel on avait moins insisté jusqu'ici. C'est Mme Hugo qui a fait de l'enfant un poète du royalisme, c'est le général qui a ramené le jeune homme au bonapartisme. De même, c'est à l'influence du père qu'est attribué le coloris espagnol chez V. Hugo (indication heureuse, trop appuyée peut-être: Abel dut

jouer aussi un grand rôle). — Les premières poésies sont écrites sous l'influence de Delavigne, Lamartine et Chénier. — L'auteur attribue à *Han d'Islande,* pour le genre d'imagination burlesque et fantastique et es qualités de développement logique qu'il révèle, une plus grande place qu'on n'a coutume de le faire. — Le détachement du royalisme aurait lieu selon M. L. d'assez bonne heure.

Je ne suis pas partout d'accord avec l'auteur. Quelques points estent obscurs ou contestables. — Sur les prétentions nobiliaires de V. H. (p. 19), la lettre citée ne prouve rien contre Biré. — Biré a montré aussi combien il est improbable que le général Hugo ait été bonapartiste ardent; ce sont plutôt ses récits que ses appréciations qui ont dû influer sur V. H. — A propos du poème sur le jury (p. 33) l'éloge de Voltaire, curieux chez un royaliste, était à relever comme trace de l'influence maternelle. — p. 35 sur Delavigne. L'éloge de V. H. est suspect: il pourrait bien avoir voulu surtout être désagréable à Sainte-Beuve. A propos du même Delavigne, M. L. aurait trouvé un pendant à son succès dans celui de Déroulède après 1870. La valeur de Delavigne est plus grande, mais reste bien mince pourtant; et en tous cas, je ne pense pas que ce soit lui qui ait donné à V. H. l'idée d'une poésie d'actualité (p. 38). Le tempérament propre du poète et tout son entourage l'y poussaient. — Il eût été bon de discuter l'influence d'A. Chénier (p. 40). C'est une question fort confuse, et le livre de M. Bertrand sur la *Fin du classicisme* (que M. L. semble ignorer) ne l'a pas tout à fait éclaircie. — *Han d'Islande* a tout naturellement attiré l'auteur; mais ses recherches n'ont pas résolu le difficile problème des sources. La source historique, quelle qu'elle soit, n'a fourni à V. H. que la disgrâce, la scène de l'échafaud et la grâce ultérieure de Griffenfeld. Où a-t-il pris l'idée de la fausse conspiration, le rôle du lieutenant d'Ahlefeld et jusqu'à un certain point ceux d'Ordener et d'Ethel? J'indique ailleurs (mémoires de la soc. néophilol. de Helsingfors, vol. 3) une origine possible dans un drame de Schiller; mais je ne fais pas difficulté de reconnaître que ce n'est qu'une conjecture, et que la question reste ouverte. — Toutes ces divergences d'opinion, et quelques omissions ou erreurs légères (1) n'ôtent rien au mérite du livre, qui est très grand. Je ne puis qu'engager les personnes qui s'intéressent à la littérature française moderne à souscrire à l'ouvrage. Il n'est pas inutile d'avoir un guide dans l'œuvre touffue et difficile de V. Hugo; celui-ci promet d'être excellent (2). *J. Poirot.*

---

(1) P. 18: l'influence des Mémoires du général Hugo a déjà été signalée par M. Souriau (Revue d'hist. litt. 1890). — P. 59: 1829 est une faute d'impression pour 1820.

(2) L'éditeur a soigné l'exécution matérielle. Mais pourquoi, dans son avis au public, dit-il à deux reprises qu'il n'y a pas en langue scandinave d'étude d'ensemble sur V. Hugo? Il en existe une, celle de P. A. (Ahlberg), Stockholm, 3 v. 1879—1880. Elle n'est naturellement pas „complète", et les recherches de Biré en ont ruiné bien des pages. Mais pour l'époque le livre avait de grands mérites, et il en garde encore maintenant. Celui de M. L. semble devoir le faire oublier; mais le rédacteur de cet avis de l'éditeur aurait dû réserver au devancier de M. L. au moins une mention honorable.

***P. Voss' Deutsches Lesebuch** I, für schwedische Schulen bearbeitet und herausgegeben von Lektor **C. Svedelius**. Stockholm, Fritze'sche Kgl. Hofbuchhandlung. 1900. 201 S. 8°.*

***P. Voss' Deutsches Lesebuch** II, Einiges über Deutschland und aus der deutschen Poesie nebst einem Schweden gewidmeten Anhang bearbeitet und herausgegeben von Lektor **C. Svedelius**. Stockholm. Fritze'sche Kgl. Hofbuchhandlung. 1900. 100 S. 8°.*

Die neue Strömung im modernen Sprachunterricht, welche das Einpauken abstrakter Regeln und die Übersetzung aus der Muttersprache verwirft und die Erlernung der gesprochenen lebendigen Sprache als das einzig Richtige proklamirt, hat auch unser Land erreicht. Es haben sich im letzten Jahrzehnt wiederholt Stimmen laut gemacht, welche die grosse Bedeutung des s. g. Anschauungsunterrichts hervorheben und schon längst hat man versucht auch in der Praxis die neue Methode fruchtbringend zu machen. Die meisten Lehrer — wenigstens die zur jüngeren Generation gehörenden — haben die neuen Ideen mit Freude begrüsst und ich gestehe gern mit ihnen, dass dieselben in alte Schläuche neuen Wein gebracht haben. Trotzdem kann ich nicht die Meinung teilen, dass der Anschauungsunterricht die Anwendung der Lesebücher in den mittleren Klassen entbehrlich gemacht hätte. Im Gegenteil bin ich von der Zweckmässigkeit eines Lesebuches in diesem Unterrichtsstadium lebhaft überzeugt. Nur muss das Lesebuch die Eigenschaften besitzen, welche den Unterricht möglichst vielseitig und unterhaltend machen können. Von einem solchen Buche darf man verlangen, dass die Lesestücke nicht zu schwer, doch aber so gewählt sind, dass sie das Interesse des Schülers erwecken, — zugleich aber auch, dass sie ihm von dem Lande und Volke, dessen Sprache er lernt, ein gutes Bild geben, dass sie ihm den Geist und die Sitten dieses Volkes zeigen. Diese Aufgabe hat sich der Verf. des obengenannten Buches gestellt und wir wollen es gleich sagen — er hat diese Aufgabe meisterlich gelöst.

Voss' Lesebuch zerfällt in zwei Teile, von denen der erstere für die zwei mittleren Klassen berechnet ist, wo der deutsche Sprachunterricht beginnt; der zweite Teil ist für eine von den höheren Klassen beabsichtigt. Den Gedanken, das Buch auf diese Weise in zwei von einander ganz unabhängige Teile zu teilen, welche von verhältnismässig geringem Umfange sind, halte ich für sehr glücklich. Nachdem die Schüler nämlich ein deutsches Lesebuch durchgelesen haben, müssten sie m. E. noch mit einem klassischen Werke und mit einer oder paar kleinen Novellen fertig werden und dies ist ja auch in unseren Realschulen Usus geworden. Wenn aber das erreicht werden soll, darf das Lesebuch nicht gar zu umfangreich sein. Man könnte wol einwenden, dass das Lesebuch nicht notwendig durchgelesen zu werden braucht, sondern dass der Lehrer die Wahl zwischen den Lesestücken beliebig treffen kann. Aber wenn es dem Vf. des Lesebuchs gelingt in einen kleinen Umfang einen

möglichst vielseitigen Inhalt einzudrängen, ist dies ja doch besser, da ja der Preis eines Buches mit geringerer Seitenzahl sich immer billiger stellt.

Die Wahl der Lesestücke in Voss' Lesebuch ist mit grossem Geschick gemacht: sie sind durchaus nicht schwer und enthalten auch nicht viel selten gebrauchte Worte und Ausdrücke, die dem Gedächtnis des Schülers eine unnütze Last wären. Die Reihenfolge, in welcher die Stücke auf einander folgen, ist sehr gut dem Entwickelungsgange des Schülers angepasst. Treu seinem Prinzip, dass die Lektüre im Sprachunterricht auch den geistigen Blick des Schülers erweitern soll, hat der Verfasser seine Lesestücke — sowol die prosaischen als die poetischen — so gewählt, dass ihr Inhalt zu intressanten und lehrreichen Gesprächen Veranlassung geben kann. Alte abgedroschene Anekdoten und Geschichten, welche in den meisten Lesebüchern wiederkehren und den Schülern als alte Bekannte schon langweilig vorkommen müssen, hat der Verfasser nicht in die Sammlung aufgenommen.

Das Buch unterscheidet sich von den meisten Lesebüchern dadurch, dass das Material nicht roh dargeboten wird, sondern vom Vf. genau durchgesehen und mit Erklärungen, die unten in den Fussnoten angebracht sind, versehen ist. Diese Anmerkungen sind teils grammatikalischer und lexikalischer Art, teils beziehen sie sich als sachliche Erklärungen auf den Inhalt. Da der Text auf diese Weise von einem geschickten Pädagogen durchgearbeitet ist, erleichtern die Noten die Arbeit des Lehrers in hohem Grade, — sie machen ihn auch auf nötige Erklärungen im Texte aufmerksam, die ihm sonst viell. entgehen würden. Der ganze Abschnitt ist sehr sorgfältig und gewissenhaft ausgearbeitet; die sachlichen Erklärungen bilden ein ganzes kleines Konversationslexikon. Überhaupt kann man nicht über Spärlichkeit der Anmerkungen klagen. Eher möchte man sagen, dass hier des Guten ein bisschen zu viel gegeben ist. Wenn z. B. der Name Friedrichs des Grossen im Texte erscheint, ist es doch beinahe zu gewissenhaft eine Erklärung 'Preussens berühmter König' beizufügen. Auch hätten einige lexikalische und grammatikalische Erklärungen von ziemlich einfachen Redewendungen und Formen ausbleiben können. Man sollte die Aufgabe des Schülers nicht gar zu leicht machen. Es ist besser, dass er ein wenig seine Gedanken anstrengt, als dass er sich gewöhnt Alles fertig erklärt in den Noten zu finden. Ein grosser Teil der Noten besteht im ersten Teile aus Hinweisen auf ein besonderes Kapitel am Schlusse des Buches, wo die syntaktischen Abweichungen der deutschen und der schwedischen Sprachen berührt werden. Dieses Kapitel scheint mir besonders nützlich zu sein. Die deutsche und die schwedische Sprache liegen einander so nahe, dass der schwedisch redende Schüler bei der Wahl von fremden Konstruktionen oft auf seine Muttersprache rekurriren kann. Hier liegt aber eine grosse Gefahr vor, insofern der Schüler sich gewöhnt zu oft die Zuflucht bei der Muttersprache zu suchen. Jeder Lehrer, der in schwedischen Schulen unterrichtet hat, kennt all zu gut die „Svetizismen“,

welche in den Schreibübungen vorkommen. Deshalb hat denn der Vf. des vorliegenden Buches auch sein Augenmerk auf diesen Umstand gerichtet. Die Ausdrücke im Texte, wo die beiden Sprachen auseinandergehen und wo der Schüler leicht in Versuchung geraten könnte eine dem Schwedischen nachgebildete Konstruktion anzuwenden, sind alle mit einem Hinweis auf das syntaktische Kapitel vermerkt, wo sie dann unter einer Regel geordnet als Beispiele angeführt werden. Viell. hätte die Anmerkung in Bez. auf den Artikel vor Eigennamen (S. 67) auch besser im Schlusskapitel einen Platz finden können. — Sowol dem ersten wie dem zweiten Teile des Buches ist ein Wörterverzeichnis beigefügt, wo für jedes Lesestück die Worte angegeben sind, welche die Schüler auswendig lernen sollten. Hier sind nicht nur isolirte Worte sondern oft auch ganze Ausdrücke angeführt; um die Gedächtnisarbeit zu erleichtern wird auf verwandte Wortbildungen aufmerksam gemacht und auch auf Synonyma wird hingewiesen. Es mögen hier einige Proben aus dem Verzeichnisse folgen: *einem eine Wohlthat erweisen* (ie-ie) *bevisa ngn en välgärning; (bevisa sanningen af ngt), ådagalägga* beweisen — wir *kennen* uns schon lange *vi hafva redan länge känt hvarandra;* er glaubte immer die Ohrfeige zu *fühlen, han trodde sig alltjämt ånyo känna örfilen— der Deutsche* -n-n; ein Deutscher (deutsch) – (Hunde, Pferde) *ab'richten dressera — das Getränk* (trinken) *dryck* u. s. w.

Aus dem Obengesagten dürfte hervorgehen, dass das Lesebuch von Voss-Svedelius sehr geeignet ist als Grundlage für den Elementarunterricht in den schwedischen Schulen gebraucht zu werden. In welchem Masse das Verdienst für das Buch sich auf den Verfasser und den Bearbeiter verteilt, kann ich nicht entscheiden, da mir die Gelegenheit fehlt die vorliegende schwedische Ausgabe mit dem norwegischen Original zu vergleichen. Jedoch versichert Lektor Svedelius in dem Vorwort seiner Ausgabe, dass er bei der Bearbeitung überall möglichst treu dem Verfasser des Buches gefolgt ist; die Teilung desselben in zwei verschiedene Teile rührt jedenfalls vom Bearbeiter her.

Obgleich unsere Lehrer und Schüler schon ein gutes deutsches Lesebuch besitzen, welches denselben Zweck wie das hier vorliegende hat, möchte ich jedoch den Lehrern der deutschen Sprache das Voss-Svedeliusche Buch aufs wärmste empfehlen, weil sie daraus ersehen können, wie der Text in einem deutschen Elementarbuche behandelt werden soll.

Hugo Palander.

Zeitschriften-Rundschau.

Die neueren Sprachen (IX, 2): *W. Münch,* Der Betrieb der neueren Sprachen seit 1890.

Der vorliegende Aufsatz ist eigentlich eine dem kgl. preussischen Unterrichtsministerium erstattete Antwort auf die Frage: „Welche Fort-

schritte in dem Betriebe der neueren Sprachen . . . sind seit 1890 gemacht und was ist noch weiter für Hebung neusprachlicher Kenntnisse und Fertigkeiten zu erstreben . . .?" Die erste Abteilung behandelt „die tatsächliche Entwickelung seit 1890" und zerfällt in drei Unterabteilungen: A. Amtliche Massnahmen. B. Geistige Bewegung unter den Fachlehrern. C. Gebliebene Mängel und Unvollkommenheiten. Durch „die amtlichen Massnahmen" sind Lehrpläne vorgeschrieben worden, welche „Übung im Praktischen für alle Schularten als Ziel aufnehmen". Sprechübungen sollen schon im ersten Jahre vorkommen und dann weiterhin in allen Klassen fortgesetzt werden. Der schriftliche Gebrauch der Sprache soll schon in den unteren Klassen durch „Nachahmungen, Umgestaltungen, Inhaltsangaben" und Briefe anfangen um den „Aufsatz der obersten Stufe" dadurch vorzubereiten. Die Lektüre soll so gewählt werden, dass dadurch auch „Bekanntschaft mit dem Leben, den Sitten, Gebräuchen, den wichtigsten Geistesbestrebungen der fremden Nationen gewonnen" wird. Was die Lehrer betrifft, so ist man nunmehr bemüht überall nur wirkliche Fachlehrer anzustellen. Um ihre Sprachbeherrschung zu erhöhen und ihnen einen Aufenthalt im Auslande zu ermöglichen sind Ferienkurse und jährliche Reisestipendien eingerichtet worden. Schliesslich hebt der Verf. hervor, wie eine „neue Prüfungsordnung für das höhere Lehramt" bestimmt, dass „für minder eingehende Kenntnisse auf dem Gebiet der geschichtlichen Entwickelung der Sprache eine besonders tüchtige Kenntniss der neueren Litteratur nebst hervorragender Beherrschung der gegenwärtigen Sprache ausgleichend eintreten kann". — „Die geistige Bewegung unter den Fachlehrern" hat sich in lebhaften methodischen Verhandlungen und Versuchen geäussert. Ferner ist „eine Fülle von neuen Lehrmitteln geschaffen worden". Unter den Lehrern selbst sind einzelne Persönlichkeiten (wie z. B. Walter) von besonderem Talente hervorgetreten, die für die Entwickelung der neuen Methoden im Sprachunterricht gewirkt haben. „Vereine neusprachlicher Lehrer" sind gestiftet worden. — Für „gebliebene Mängel und Unvollkommenheiten" hält der Verf. u. A., dass die neue „methodische Bewegung noch keineswegs zur Herrschaft gleichartiger, klarer Anschauungen geführt" hat, dass „Überhastung in der Produktion neuer Lehrmittel" zu konstatiren ist, dass „das Anstreben einer praktischen Sprachbeherrschung die Gefahr einer blossen äusseren Abrichtung, eines geistlosen Betriebs ergiebt", dass noch als „Prüfungsleistung für Gymnasien eine schriftliche Übersetzung aus dem Französischen in die Muttersprache" (mit Gestattung eines Wörterbuches) verlangt wird, dass die Lehrer der neueren Sprachen noch „keineswegs an allen Schulen" Fachleute sind, dass für die Ausbildung der Studirenden an der Universität noch nicht genug getan worden ist. — Die zweite Abteilung behandelt „die wünschenswerten weiteren Massnahmen", die den vorhandenen oben erwähnten Mängeln abzuhelfen suchen sollen. Besonders wird erörtert, wie die Weiterbildung der Studirenden und junger Lehrer gefördert werden soll. Es giebt dafür zwei Hauptmittel: Auslandsstipendien (in grös-

serem Umfange als bis jetzt) und die Einrichtung eines neusprachlichen Zentralinstituts (nebst Filialen). *M. W.*

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1900—1901.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 4. Mai 1901, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 19 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Dr. *Wallensköld* referirte Nutts Sammlung „Popular Studies in Mythology, Romance and Folklore".

§ 3.

Prof. *Söderhjelm* teilte komparative Studien anlässlich der schriftlichen Maturitätsprüfungen mit.

In fidem:

Matias Wasenius.

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1900—1901.

Das 14. Tätigkeitsjahr des Neuphilologischen Vereins ist allerdings nicht verflossen ohne für den Verein eine wesentliche Veränderung mit sich gebracht zu haben, kann aber doch als im ganzen gleichförmig mit den meisten vorhergehenden Jahren bezeichnet werden. Die Arbeit schritt gleichmässig und ruhig fort, obgleich sie auch keine grösseren Resultate aufzuweisen hat. Die Hoffnung, dies Jahr den dritten Band der „Mémoires" herausgeben zu können, wurde nicht zur Wirklichkeit; da aber die meisten Aufsätze, die dieser Band enthalten soll, schon fertig und teilweise gedruckt sind, ist derselbe wohl mit Sicherheit zu den heurigen Weihnachten zu erwarten.

Die periodische Publikation des Vereins, „Neuphilologische Mitteilungen", wurde auch in diesem Jahre fortgesetzt. Freilich wurde in Frage gestellt, mit dem Ende des Jahres 1900 die Zeitschrift aufhören zu lassen, da Beiträge zu derselben äusserst spärlich einflossen und dieselbe sich auch in pekuniärer Hinsicht als unvorteilhaft erwies. Auf Vorschlag des Vorstandes, den der Verein beauftragt hatte diese Frage zu behandeln und der mit einigen anderen Mitgliedern des Vereins die Möglichkeiten die

„Neuphilologischen Mitteilungen“ fortsetzen zu können diskutirte, wurde jedoch beschlossen, dieselben auch fernerhin herauszugeben. Vom dritten Jahrgange sind bis jetzt 2 Doppelhefte erschienen, worin an den Vereinssitzungen gehaltene Vorträge, wie auch die Protokolle des Vereins für das akademische Jahr 1900—1901 abgedruckt worden sind. Ein gutes Zeichen für den Fortbestand der Zeitschrift ist, dass am Ende des Frühjahrssemesters eine grössere Menge von Beiträgen als vorher eingeliefert wurden und dass die Zahl der Abonnenten zunahm, hingegen stellen sich die Druckkosten für den Verein fortwährend sehr teuer. Die mit der Redaktion zusammenhängenden Geschäfte, die früher der Vorsitzende besorgt hat, hat während des Frühjahrssemesters Dr. Palander verwaltet.

Als Vorstand des Vereins für das Jahr 1900—1901 wurden Prof. *Söderhjelm* als erster Vorsitzender, Dr. *Wallensköld* als zweiter Vorsitzender wiedergewählt.

Als neugewählter Schriftführer fungirte Magister *Wasenius*.

Der frühere Schriftführer Dr. Lindelöf, der sein Amt in so ausserordentlicher Weise seit dem Herbst 1891 versehen hatte, erklärte nämlich eine Wiederwahl nicht annehmen zu können. Der Verein hat jedoch Aussicht auch fernerhin auf die tatkräftige Mitarbeit seines verdienten früheren Schriftführers rechnen zu können. Zum Schriftführer nach Dr. L. wurde zuerst Dr. Uschakoff gewählt, der aber den Posten ablehnte.

Der Neuphil. Verein zählte das Jahr 1900—1901 4 Ehrenmitglieder. Die Zahl der ordentlichen Mitglieder wuchs im Laufe des Jahres mit 8, davon 3 Damen und 5 Herren. Zahlende Mitglieder hatte der Verein 70.

Im Laufe des Jahres wurden 9 Sitzungen abgehalten, im Herbstsemester 4 und im Frühjahrssemester 5. Die Vereinssitzungen boten folgende Vorträge und Referate:

1900. 29. Sept. Prof. *Söderhjelm:* Bericht über den Erlass des französischen Unterrichtsministers betr. einige Reformen der französischen Syntax und Ortographie.

27. Okt. Lektor *Poirot* entwickelte eine von ihm aufgestellte Theorie über den Einfluss des stummen *e* auf die Aussprache im Französischen.

17. Nov. Dr. *Uschakoff:* „Die Einteilung der deutschen Substantive in Deklinationsklassen“.

Dr. *Wallensköld* ref. Fr. Wulff's „De franska historiska tempora“.

1. Dec. Dr. *Hagfors* ref. Barwald's Broschüre „Eignet sich der Unterricht im Sprechen und Schreiben fremder Sprachen für die Schule?“

Prof. *Söderhjelm* ref. Cederschiölds Buch „Om kvinnospråk och andra ämnen“.

1901. 9. Febr. Prof. *Söderhjelm:* „Sagan om Tristan och Yseut“.

2. März. Prof. *Söderhjelm* „Sagan om Tristan och Yseut“. (Forts.)

Dr. *Lindelöf* ref. Sweets „History of Language“.

Dr. *Palander* besprach Kluges „Zeitschrift für deutsche Wortforschung“.

30. März. Dr. *Wallensköld:* Die Crescentia-Sage oder „La chaste femme convoitée par son beau-frère".

13. April. Prof. *Söderhjelm:* „La réforme de la réforme orthographique.

Dr. *Uschakoff* ref. Dr. Eggerts Buch „Phonetische und methodische Studien in Paris zur Praxis des neusprachlichen Unterrichts."

Prof. *Söderhjelm* ref. Gaston Paris' Buch über François Villon.

4. Mai. Dr. *Wallensköld* ref. Nutts Sammlung „Popular studies in Mythology, Romance and Folklore".

Prof. *Söderhjelm:* „Komparative Studien anlässlich der schriftlichen Maturitätsproben".

Kleinere Besprechungen von Prof. *Söderhjelm* sind ausserdem noch vorgekommen.

Die Sitzungen des Vereins sind durchschnittlich von 18 Mitgliedern besucht worden.

Im Zusammenhange mit der Sitzung vom 30. März wurde das Jahresfest des Vereins gefeiert. Ein geselliges Beisammensein fand statt, das durch musikalische und andere erheiternde Vorträge gewürzt wurde.

Helsingfors den 28. September 1901.

Matias Wasenius.
Schriftführer des Neuphilologischen
Vereins 1900—1901.

Mitteilungen.

— Professor *W. Söderhjelm* hat in der Deutschen Literaturzeitung N:o 23, 8. Juni *Gaston Paris'* Buch über François Villon besprochen.

— Doktor *A. Wallensköld* hat in der Revue des langues romanes 1901, Heft 5—6, die Doktorsdissertation eines schwedischen Romanisten, *O. Rohnström:* Etude sur Jehan Bodel, besprochen.

— Doktor *Hugo Palanders* Arbeit über die Althochdeutschen Tiernamen ist in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXXIV, Heft 4, von Professor *G. Ehrismann* in Heidelberg ausführlich besprochen worden.

— Doktor *Hugo Palander* wurde am 8. Juli d. J. zum Dozenten der germanischen Philologie an der Universität ernannt.

— Am 16. Oktober d. J. wurde von Mag. phil. *Hanna Lindberg* eine in schwedischer Sprache verfasste Arbeit „The Shrew, Argbiggans typ i den engelska literaturen intill Shakespere" öffentlich verteidigt. Als ex officio opponens fungirte Doktor Yrjö Hirn.

— Das grosse deutsch-finnische Wörterbuch, welches von Lektor B. F. Godenhjelm ausgearbeitet im Verlage der Finnischen Literaturgesellschaft erscheinen wird, befindet sich schon längst unter der Presse. Bis etzt s ind 35 Halbbogen (bis zum Worte *Durchwanken*) fertig gedruckt.

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors.

15/11—15/12 | Acht Nummern jährlich. Preis 4 Fmk. Zahlende Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Abonnementsbetrag, Beiträge, sowie Bücher zur Besprechung bittet man an die Redaktion (Adr. Prof. W. Söderhjelm) zu senden. | 1901

Zur Frage vom Begriff des Satzes.

Im Jahre 1900 erschien in Leipzig (Verlag von Wilhelm Engelmann) der erste Band der gross angelegten „Völkerpsychologie" von Wilhelm Wundt. Dieser erste Band, der aus zwei dicken Halbbänden von je etwa 600 Seiten gross 8° besteht, hat zum Gegenstand die Sprache. Die noch ausstehenden Teile der Völkerpsychologie werden sich mit Mythus und Sitte beschäftigen. Der jetzt vorliegende Band, eine umfangreiche Darstellung der Psychologie der Sprache aus der Hand des weltberühmten Leipziger Psychologen und Philosophen, liess von vornherein vieles erwarten. In der Tat enthält auch das Wundtsche Werk, besonders in den im strengeren Sinne „psychologischen" Kapiteln, eine Fülle interessanter Gesichtspunkte, Erklärungen und Erklärungsversuche. Andererseits lässt sich nicht leugnen, dass das Werk an gewissen Schwächen leidet und manchmal zum Widerspruch reizt. Nicht selten gewinnt man den Eindruck, dass der Verfasser, der ja von Beruf kein Sprachforscher ist, mit der neuesten Entwickelung der Sprachwissenschaft nicht in Fühlung steht; ausserdem ist wol das aus den verschiedensten Sprachgebieten der Erde herangezogene Material, womit er operirt, teilweise, wie es bei dem gegenwärtigen Stande der Forschung kaum zu vermeiden ist, unsicher und problematisch. Die Vorzüge und die Schwächen des Wundtschen Werkes werden klar und allgemeinfasslich beleuchtet in dem Buche

von B. Delbrück, Grundfragen der Sprachforschung, mit Rücksicht auf W. Wundts Sprache erörtert (Strassburg 1901), dessen Lektüre ungemein anregend ist und auch demjenigen empfohlen werden kann, der sich für sprachliche Fragen interessirt, aber keine Zeit hat, sich mit dem Wundtschen Werke zu beschäftigen.

Ein besonders interessanter Abschnitt der Wundtschen Sprachpsychologie ist derjenige, welcher den Satz zum Gegenstand hat (Kap. VII). Die folgende Darstellung soll in aller Kürze die Auffassung Wundts von dem Wesen des Satzes wiederzugeben und die Stellung Wundts zu älteren Satzdefinitionen zu erläutern suchen. Auf die weiteren Ausführungen Wundts bezüglich der verschiedenen Arten von Sätzen u. s. w. werde ich dagegen hier nicht eingehen.

„Die Frage, was der Satz sei, in welchem Verhältnis er zum Wort, zu den psychischen Vorgängen der Verbindung der Vorstellungen und zu den logischen Urteilsakten stehe — diese Fragen", sagt Wundt, „gehören zu den meistumstrittenen oder gelegentlich auch wol zu den mit Vorliebe vermiedenen in der neueren Sprachwissenschaft". Die alte deduktive Grammatik sah in der Sprache gewissermassen die Verkörperung der Logik. Als aber später neues Material aus Sprachen von verschiedenartigster Struktur bekannt wurde, empfand man immer mehr die Schwierigkeit der Aufrechterhaltung jenes deduktiven Standpunktes. Neue Gesichtspunkte zu gewinnen erwies sich aber als eine ungemein verwickelte, ja fast verzweifelte Aufgabe. So ging man denn hier und da so weit, dass man die Betrachtung des Satzes ganz und gar aus der Grammatik ausschliessen wollte und die Syntax einfach als die „Lehre von den Wortklassen und Wortformen" definirte. Der Hauptvertreter dieser Richtung ist der hervorragende Slavist Miklosich. Über sein syntaktisches System vgl. J. Ries, Was ist Syntax? (1894).

Diese nach Wundts Ausdruck „negative Syntax" war nicht ohne den Miteinfluss logischer Reflexion entstanden.

Miklosich verlegte den Schwerpunkt der Sprachfunktion in das einzelne Wort. Er trat dadurch in nahe Berührung mit dem psychologischen System Brentano's und seiner Schule, welche in dem Urteil kein zusammengesetztes Gebilde, sondern ein logisches „Elementarphänomen" erblicken; jede Vorstellung sei daher ein Urteil, indem darin zugleich ein Akt der Anerkennung ihrer Existenz liege. Da nun das Zusammengesetzte überhaupt aus dem Einfachen hervorgeht, sind die Anhänger der erwähnten Anschauung geneigt, die ursprünglichste Form des Satzes in dem einzelnen, als „Existentialurteil" gedachten Worte zu sehen. Daher das lebhafte Interesse, welches Miklosich und die Psychologen aus der Schule Brentanos den Impersonalien, diesen sog. „subjektlosen Sätzen" haben zu Teil werden lassen. In jenen, in den meisten Sprachen vorkommenden Gebilden glaubte man eine Bestätigung der Brentanoschen Urteilsteorie zu finden. — Wie verhält es sich aber mit den unpersönlichen Ausdrücken? Der Terminus kann strikte nur von den sogenannten „meteorologischen" Sätzen gebraucht werden: es regnet, es blitzt, frz. il pleut, lat. pluit, u. s. w. Wundt legt nun die Zweigliedrigkeit dieser Sätze ganz evident dar. „Es regnet" ist kein sog. Benennungsurteil; ich will mit diesem Ausdruck keineswegs sagen, dass die eben wahrgenommene Erscheinung Regen heisst. Vielmehr hat man es jedenfalls dem Inhalte nach mit einer einfachen, erzählenden Aussage zu tun. Auch sprachlich sind solche Ausdrücke, wenigstens wo ein Pronomen wie *es, il* vorhanden ist, zweigliedrig; so besteht auch kein prinzipieller sprachlicher Unterschied zwischen lat. *pluit* und *legit*. Der Unterschied ist nur, dass der Gegenstand, welcher zu dem im Verbum enthaltenen Vorgang hinzukommt, von unbestimmter Beschaffenheit ist. „Unbestimmt" bedeutet keineswegs dasselbe wie „nichtexistirend". Man würde kaum im Laufe der franz. Sprachentwickelung der Verbalform ein Subjektspronomen hinzugefügt haben, wenn nicht der Vorstellungsinhalt des Satzes dazu gedrängt hätte. „Es regnet" ist also ein Urteil mit unbe-

stimmtem, aber keineswegs fehlendem Subjekt. „Dieses Subjekt", sagt Wundt, „bezeichnet psychologisch den ganzen Komplex der konstanteren Wahrnehmungsinhalte, die gleichzeitig mit dem im Verbum enthaltenen Vorgang oder Zustand gegeben sind". Diese dem Subjektsinhalte nach unbestimmten Sätze dürfen nun aber keineswegs als die primitiven Formen des urteilenden Denkens angesehen werden. Was die indoeuropäischen und speziell die germanischen Sprachen betrifft, bemerken Delbrück und J. Grimm, dass die Zahl der Impersonalia mit der Zeit zugenommen hat. Die älteren Perioden der Sprache, wie z. B. die Sprache Homers, lieben eine konkretere, oft eine mythologisch gefärbte Ausdrucksweise, wie *Jupiter tonat* u. dgl. „Das eigentliche Impersonale scheint demnach viel eher ein Stück Abbreviatursprache zu sein, das unter der Wirkung häufigen Gebrauchs aus einer einst vollständigeren Satzform hervorging, als dass es einer im Werden begriffenen Satzbildung entspräche". — Eine Definition des Satzes darf daher nicht von den Impersonalien ausgehen.

Sodann geht Wundt an die Betrachtung der bisherigen Satzdefinitionen. Diese sind teils rein grammatischer Art, gewöhnlich nach dem Vorbild des alten Dionysios Thrax: „Der Satz ist eine Verbindung von Wörtern, welche einen vollen Gedanken darstellt". So gewöhnlich bis ins 19:te Jahrh. hinein. Oder auch sind sie logischer Art. „Der Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Gedankens". Die erste Hälfte des 19:ten Jhs. ist, durch den Einfluss G. Hermanns und K. F. Beckers, vor allem das Zeitalter der rein logischen Satzdefinitionen. Sogar die aristotelische Kopula wollte man als notwendigen Bestandteil des Satzes statuiren und somit den Satz dreigliedrig machen. — Dann beginnt in der zweiten Hälfte des 19:ten Jhs. eine Zeit der Skepsis hinsichtlich der ganzen Frage. Lehrbücher erscheinen ohne eigentliche Satzdefinitionen. Sogar der in seiner Kritik so scharfe J. Ries lässt sich in seiner oben erwähnten Schrift „Was ist Syntax?" auf die Frage von dem eigentlichen Wesen des Satzes nicht ein. Diese Skepsis

ist begreiflich, denn die alte grammatische und die alte logische Definition sind alle beide wenig befriedigend. Die grammatische Definition ist zu eng, denn es giebt Sätze, die aus einem einzigen Worte bestehen, wie lat. *scribo;* sie ist aber auch zu weit, denn es giebt Aufzählungen von Wörtern, die ein Ganzes bilden (z. B. die Aufzählung der zwölf Zeichen des Tierkreises), die aber keine Sätze sind. Noch weniger befriedigt die herkömmliche logische Definition, denn „Gedanke" ist ein ganz unbestimmter Ausdruck, den man eben die jeweilige logische Doktrin präzisiren liess, wodurch die Grammatik ganz und gar unter die Herrschaft der Logik geriet.

Es sind aber in neuerer Zeit auch psychologische Definitionen des Satzes versucht worden. Unter diesen verdient in erster Linie die von Hermann Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, Kap. VI, teilweise im Anschluss an Steinthal aufgestellte Definition Beachtung. Paul definirt den Satz als „das Symbol dafür, dass sich die Verbindung mehrerer Vorstellungen oder Vorstellungsgruppen in der Seele des Sprechenden vollzogen hat, und das Mittel dazu, die nämliche Verbindung der nämlichen Vorstellungen in der Seele des Hörenden zu erzeugen". Diese Definition unterwirft Wundt einer ziemlich scharfen Kritik. Bemerkenswert ist, dass Paul nicht von dem Worte, sondern von der Vorstellung ausgeht. Zwei Vorstellungen müssen nach ihm vorhanden sein, damit ein Satz entstehen könne, diese Vorstellungen brauchen aber keineswegs beide sprachlich ausgedrückt zu sein. Unter Umständen kann nach Paul ein einzelnes Wort einen Satz bilden, und zwar nicht nur in Fällen, wo, wie z. B. bei Frage und Antwort oft der Fall ist, das fehlende Glied sich ohne weiteres aus dem Zusammenhange der Rede ergänzen lässt (über den Satzcharakter von Wörtern wie *scribo* u. dgl. herrscht selbstverständlich kein Zweifel), sondern auch in Fällen, wo „die äussere Situation" oder dgl. nötig ist, um den Sinn begreiflich zu machen. So ist nach Paul ein Ruf wie „Feuer!", „Diebe!" ein Satz; ja sogar einzelne Gefühlslaute, wie „Ei!",

„Ach!“, wo — im Widerspruch mit seiner eigenen Definition, von einer Vorstellung im psychologischen Sinne keine Rede sein kann. Paul hat zu sehr übersehen, dass der Satz in erster Linie ein sprachliches Gebilde ist, und dass bei der Definition des Satzes ein Unterschied gemacht werden muss zwischen dem, was die Sprache ausdrückt, und dem, was möglicherweise als verschwiegener Gedanke diesen Ausdruck begleiten kann, oder vielleicht gar erst von dem Hörenden bei nachträglicher Reflexion in die Äusserung hineingedeutet werden mag. Überhaupt hat man sich bei den Versuchen, den Satz zu definiren, zu sehr durch das Vorkommen unvollständiger Sätze irre leiten lassen und dadurch nicht den normalen, sondern den mehr oder weniger abnormen Satz zur Grundlage der Begriffsbestimmung gemacht. In der Anerkennung einer beliebigen Wortgruppe als unvollständiger Satz sollte man nun freilich nicht zu weit gehen. Ein solcher ist nur da anzuerkennen, wo die Bedeutung fehlender Wörter unzweideutig aus dem Inhalt des Gesprochenen ersehen wird (z. B. „Hier ein Feuer!“), nicht aber, wo die allerverschiedensten Gedanken zu dem Gehörten hinzugedacht werden können (wie bei dem Rufe „Feuer!“). Für derartige Gebilde schlägt Wundt den Ausdruck „Satzfragmente“ vor. Zur Unklarheit der Satzdefinitionen hat noch derjenige Umstand beigetragen, dass der sprachliche Ausdruck — der Satzteil sowie der Satz — Stellvertretungen zulässt, die bald der Sprache angehören, bald aber ausserhalb derselben liegen. Solche Stellvertretungen können als Äquivalente der sprachlichen Funktionen bezeichnet werden, aber dürfen nicht diesen Funktionen gleichgesetzt werden. Auf die Frage „Willst du es tun?“ kann durch den Satz „Ich will es“ geantwortet werden, aber auch durch das Satzäquivalent „ja“, das aber deshalb nicht ein Satz genannt werden darf. Eine solche Übertragung des Satzbegriffes ist geradezu verhängnisvoll, wenn man bedenkt, dass Bejahung, Verneinung u. dgl. häufig durch Geberden ausgedrückt werden, und man vielleicht schliesslich eine Verbeugung oder das

Kopfschütteln einen Satz nennen müsste. Mit vollem Rechte, wie mir scheint, betont Wundt, dass der Satz in erster Linie ein sprachliches Gebilde ist und als solches beurteilt werden muss.

Ein weiterer Einwand gegen Paul betrifft die Behauptung, dass im Satze eine Verbindung zweier Vorstellungen stattfinde, und dass somit die Vorstellungen vor dem Satze präexistiren. So soll z. B. der Satz „Das Gras ist grün" durch die Verbindung der präexistirenden Vorstellungen des Grases und des Grüns entstanden sein. Diese Auffassung weist Wundt zurück und wir kommen damit zum Hauptpunkt seiner Lehre von dem Wesen des Satzes.

Das gemeinsame der sonst von einander abweichenden früheren Definitionen des Satzes erblickt Wundt darin, dass sie den Satz als irgend eine Art von Verbindung, sei es von Wörtern, sei es von Vorstellungen, betrachten. Wundt leugnet nun entschieden, dass der Satz eine Verbindung von nach einander auftretenden Vorstellungen sei. Unser Bewusstsein ist nicht punktuell begrenzt, sondern hat eine gewisse Ausdehnung; wenn auch das jeweils gesprochene Wort im allgemeinen so zu sagen im „Blickpunkt" des Bewusstseins steht, sind doch zu gleicher Zeit wenigstens die für den Zusammenhang des Ganzen nötigen Vorstellungen im Bewusstsein enthalten. Der Satz ist daher, psychologisch betrachtet, zu gleicher Zeit ein simultanes und ein successives Ganzes. Die Satzbildung ist zugleich eine analytische und eine synthetische Funktion. In erster Linie ist sie aber ein analytischer Vorgang. Denn das Ganze des Satzes steht zunächst, wenn auch noch verhältnismässig dunkel bewusst, als eine Gesammtvorstellung vor uns, und diese Gesammtvorstellung gliedert sich in ihre Teile. Indem einer nach dem anderen von diesen Teilen sich aus dem Ganzen loslöst, wird er auch zu den anderen in bestimmte Beziehungen gesetzt. Die synthetische Seite des Vorgangs besteht eben in der Beziehung, in welche die einzelnen Teile der Gesammtvorstellung bei der Loslösung aus dem Ganzen zu einander gestellt werden. Der Satz,

der Ausdruck der Gesammtvorstellung, ist das Ursprüngliche in der Sprache. Durch analytische Gliederung entstehen die einzelnen Worte und Wortformen. (Die Sonderung von Wort und Satz ist in verschiedenen Sprachen eine sehr abweichende. So giebt es z. B. Sprachen, die sog. polysynthetischen oder inkorporirenden, in welchen Wort und Satz in der Regel zusammenfallen). Durch diese Gliederung entstehen, durchgängig in Korrelation zu einander, die Grundkategorien der Gegenstands-, der Eigenschafts- und der Zustandsbegriffe. Aus der Beziehung der Gegenstandsbegriffe zu den Eigenschaftsbegriffen entwickeln sich die attributiven Satzverhältnisse, aus der Beziehung der Gegenstandsbegriffe zu den Zustandsbegriffen entwickeln sich die prädikativen Satzverhältnisse. Die speziellen Beziehungsbegriffe haben eine ergänzende Bedeutung; sie entstehen, sobald das Bedürfnis sich regt, gewisse Arten der attributiven oder der prädikativen Beziehung näher zu bestimmen und in der Sprache auszudrücken. Diese Beziehungen sind logischer Art, wobei zu bedenken ist, dass das Logische keineswegs jenseit der psychologischen Entwickelungsgesetze des Denkens liegt. — Der Satz besteht aber nicht nur aus Vorstellungselementen; auch Gefühlselemente sind damit verbunden, zumal bei der ersten Produktion eines Satzes, während bei der Reproduktion desselben Satzes die allgemeine Tendenz aller menschlichen Tätigkeit, automatisch zu werden, zum Vorschein tritt. Jede ursprüngliche Produktion eines Satzes ist zugleich eine willkürliche Handlung. Ein Ruf an und für sich als unwillkürlicher Ausdruck eines Gefühls bleibt eine Interjektion; ein Satz kann daraus erst werden, wenn er willkürlich verwendet wird.

Als allgemeine Definition des Satzes stellt Wundt demgemäss die folgende auf: „Der Satz ist der sprachliche Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesammtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zu einander gesetzten Bestandteile.

Nach diesem Referate der Wundtschen Anschauungen sei hier mit einigen Worten der Stellung Delbrücks zu dieser

Frage erwähnt. Delbrück stimmt der Ansicht Wundts bezüglich der Priorität der Gesammtvorstellung bei, hebt aber zugleich hervor, dass jener Gedankengang der jetzigen Sprachforschung nicht fremd ist. So sagt er selbst in seiner Vergleichenden Syntax, III, 5, dass die „zunächst sich aufdrängende Einheit der Satz sei, in welchem durch die Arbeit des Analysirens und Vergleichens einzelne Wörter und Wortgruppen unterschieden werden". Auch der alte Heyse hat in seiner ausführlichen Deutschen Grammatik eine Satzdefinition aufgestellt, welche in manchen Stücken der Wundtschen ähnlich ist. — Ferner findet Delbrück, dass Wundt befriedigender als irgend einer vor ihm festgestellt hat, wodurch sich ein Satz oder überhaupt eine wirkliche sprachliche Äusserung vom blossen Aufschrei unterscheidet, nämlich durch den Charakter einer Willkürhandlung. Da indessen, wie Wundt zugiebt, die Willkürhandlung eigentlich nur bei der ursprünglichen Produktion eines Satzes, nicht bei der mehr oder weniger automatisch verlaufenden Reproduktion desselben vorhanden sein muss, und da Delbrück, zwar ohne einen besseren Ausdruck vorschlagen zu können, am liebsten nicht von zustandegebrachten logischen Beziehungen sprechen möchte, schlägt er eine kürzere Fassung der Wundtschen Satzdefinition vor, etwa: „Der Satz ist der sprachliche Ausdruck einer gegliederten Gesammtvorstellung". *U. Lindelöf.*

Die vorgeschlagene germanistische Professur.

Als i. J. 1897 zum dritten oder vierten Male die Frage von der Errichtung einer festen Lehrerstelle für neuere Sprachen an unserer Universität wieder aufgenommen wurde und in dem Vorschlage zur Begründung einer ordentlichen Professur für germanische und romanische Philologie mündete, so griff man zu diesem recht unwissenschaftlichen Auswege nur als Notbehelf, um nicht den ganzen Zweck zu

verfehlen. Denn hätte man, wie es natürlich schien, eine Professur für Germanistik und eine andere für Romanistik vorgeschlagen, wäre es leicht möglich gewesen, dass man nichts bekommen hätte. Jedermann war sich aber der Schwierigkeiten bewusst, die aus einer Vereinigung der beiden Fächer entstehen mussten, und die künftige Trennung wurde als eine schwebende Frage betrachtet, die um endgültig gelöst zu werden nur eines geeigneten Zeitpunkts harrte.

Vor ungefähr einem Jahre richteten die Mitglieder des damaligen germanischen Seminars an die Fakultät eine Bitte um Befürwortung ihres an den Kanzler der Universität gestellten Gesuchs, in ihrem Examen die Germanistik als ein besonderes, von der Romanistik getrenntes Fach aufnehmen zu dürfen. Die Seminarübungen sowie die von den betreffenden Studenten — es waren ihrer sechs weibliche und drei männliche — angefertigten, sehr umfangreichen schriftlichen Aufsätze bezogen sich auf das Gotische, und da dieser Sprachzweig gewönhlich nicht unter den Examensfächern mitzählt, hatten diese Schüler folglich in der Germanistik umfangreichere Studien gemacht als man von Ihnen eigentlich verlangen konnte. Ihr Wunsch ein besonderes wissenschaftliches Examen in diesem Fache zu bestehen war also sehr berechtigt.

Dieses Gesuch gab der Fakultät den Anlass, die Frage von den germanistischen Studien in ihrem ganzen Umfange aufzunehmen. Es schien ihr nämlich nicht genug, dieses einzige Mal die Fächer getrennt zu halten, sondern sie wollte die Gelegenheit benützen um eine dauernde Scheidung zuwege zu bringen. Sie übertrug dem Unterzeichneten die Abfassung eines Vorschlags in dieser Hinsicht.

Der Antrag lautete folgendermassen:

Schon als der Vorschlag gemacht wurde, welcher zur Einrichtung einer ordentlichen Professur der germanischen und romanischen Philologie führte, wurde von einer Anzahl der Sektionsmitglieder hervorgehoben, dass der Umfang und die Verschiedenartigkeit der Fächer eigentlich zwei feste Lehrstühle bedingen würden, doch hielt die Sektion für geeigneter vorläufig nur um eine Professur der beiden Fächer nachzusuchen, obschon

es sicherlich den meisten einleuchtete, dass die Massnahme nur eine temporäre sein musste. Eine schon vor dieser Zeit gewonnene und nachher immer zunehmende Erfahrung hat an die Hand gegeben, dass die zur Erlangung des höchsten Zeugnisses in der germanischen und romanischen Philologie bestimmten Kurse, falls sie für die von den Lehrern — speziell den Lektoren — gesetzmässig geforderten wissenschaftlichen und praktischen Kenntnisse der deutschen und der französischen Sprache zugleich Gewähr leisten sollen, in der Tat ein grösseres und heterogeneres Studiengebiet umfassen müssen, als die entsprechenden Anforderungen bei den übrigen Examensfächern der Sektion. Ausser dem historischen Studium der resp. Sprachen, welches in Bezug auf das Deutsche und das Französische in keinem einzigen Punkte zusammenfällt und hinsichtlich jeder der beiden Sprachen auf viele verschiedene Entwickelungsperioden derselben gerichtet werden muss, ist natürlich notwendig, dass der Lehramtskandidat ein völlig befriedigendes Mass von praktischen Kenntnissen sowol im Deutschen wie im Französischen besitzt, was schon an und für sich anstrengende und zeitraubende Bestrebungen voraussetzt, und ausserdem ist es selbstverständlich, dass wenigstens die Kenntnis derjenigen Sprache, welche der Kandidat als Fach für den längeren Kursus in seinem Doppelexamen gewählt hat, mit einer gewissen Kenntnis eines nahverwandten Idioms — fürs Deutsche die englische, für das Französische die italienische oder die spanische Sprache — ergänzt werden muss. Wenn man noch, abgesehen von diesem rein praktischen Gesichtspunkte, in Betracht zieht, dass, je mehr die Wissenschaft in ihrer Entwickelung fortschreitet — und bei so jungen Disziplinen, wie die germanische und die romanische Philologie, geschieht diese Entwickelung mit Sturmschritten, — es einem Examinator desto schwerer wird sich in gleicher Höhe mit den Fortschritten auf beiden Forschungsgebieten zu halten und dass er desto mehr gezwungen ist die Möglichkeit zu eigener wissenschaftlicher Tätigkeit preiszugeben, — so wird man leicht einsehen, wie eine Verbindung der erwähnten Lehrfächer für die freie Entwicklung der modernen Sprachstudien an unserer Universität in jeder Beziehung bedrückend und hinderlich ist.

Wollte man, von dem eben erwähnten wissenschaftlichen Gesichtspunkte absehend, für die Studenten die Möglichkeit annehmen, in jedem Fall in beiden Sprachzweigen besonders geprüft zu werden und besondere Zeugnisse in denselben zu erhalten, so liesse sich dies allerdings dergestalt machen, dass der Examinator das Recht erhielte zwei Zeugnisse auszugeben oder aber ein Dozent berechtigt würde im „Kandidatexamen“ Zeugnisse zu erteilen. Aber da beide diese Auswege eine Gesetzänderung zur Folge haben würden, welche im Grunde genommen nur ein Palliativ wäre und in baldiger Zukunft einer Verordnung von dauerhafterer Art doch weichen müsste, halte ich auch in Hinblick hierauf für richtiger, dass die Sektion gleich den Schritt tut, den sie doch zum Frommen der Studien bald tun muss, und dass sie die Einrichtung eines zweiten festen Lehrstuhls, vorläufig

einer ausserordentlichen Professur, beantragt, um hiermit dem Bedürfnis dieser Studien entgegenzukommen. Da von den beiden Sprach- uud Litteraturzweigen, welche die jetzige Professur umfasst, die germanische Philologie derjenige ist, welcher in unseren Verhältnissen unzweifelhaft als der wichtigere erscheint und da es sich auch herausgestellt hat, dass die Studenten mit Vorliebe das Studium der deutschen Sprache und Litteratur pflegen, scheint es mir am zweckmässigsten, dass eine Verstärkung der Lehrkräfte auf diesem Gebiete zustande gebracht wird und die neue ausserordentliche Professur als Arbeitsbereich ein von dem Umfang der jetzigen Professur scharf getrenntes Gebiet, am liebsten die germanische Sprachwissenschaft, erhält. Der Inhaber dieses Lehrstuhls könnte dann auch der englischen Philologie einen Anteil seines Unterrichts abtreten, und dieser wichtige Sprachzweig könnte auf diese Weise in grösserem Umfang berücksichtigt werden, als es unter heutigen Verhältnissen der Fall sein kann. Ihm würde auf Verordnung der Sektion gestattet sein in der germanischen Philologie als einem besonderen Fache im Kandidat- und Licentiatexamen zu prüfen, woraus natürlich folgen würde, dass der ordentliche Professor das Recht erhielte ein besonderes Zeugnis in der romanischen Philologie auszugeben, während er wie bis jetzt denjenigen, die möglicherweise es wünschen, Zeugnisse in den vereinigten Fächern erteilen würde.

Ich bitte das Obengesagte im folgenden Verfassungsvorschlag formulieren zu dürfen.

1) An der Kaiserlichen Alexander-Universität in Finnland soll in der historisch-philologischen Sektion der philosophischen Fakultät eine ausserordentliche Professur der germanischen Sprachwissenschaft errichtet werden mit den dem Inhaber zukommenden Rechten und Schuldigkeiten, welche mit den übrigen ausserordentlichen Professuren der Universität verknüpft sind und hier unten noch weiter festgestellt werden.

2) Den Studenten wird fortan von der historisch-philologischen Sektion nach ihrem Gutdünken gestattet im öffentlichen Examen eine Prüfung zur Erlangung eines besonderen Zeugnisses sowol in der germanischen wie in der romanischen Philologie zu machen, und nimmt in solchem Falle der ausserordentliche Professor der germanischen Sprachwissenschaft an der Prüfung teil, so dass seine Examensschuldigkeit auf Vorschlag des ordentlichen Professors der germanischen und romanischen Philologie von der Sektion bestimmt wird; und soll der ausserordentliche Professor demgemäss seinen Unterricht anordnen.

3) Der ausserordentliche Professor der germanischen Sprachwissenschaft nimmt an der Beurteilung der zur Erlangung des gelehrten Grades in der Muttersprache abgefassten schriftlichen Proben teil.

Die Fakultät stimmte, ohne dass eine einzige abweichende Meinung ausgesprochen ward, diesem Vorschlage bei. Im akademischen Consistorium gewann er auch die absolute

Mehrheit der Stimmen: nur drei Mitglieder hielten es für besser, keine feste Lehrerstelle zu errichten, sondern einen Dozenten zum persönlichen a. o. Professor zu ernennen, wodurch dasselbe erreicht werden könnte was mit dem Vorschlage bezweckt war. Der Vizekanzler der Universität war derselben Ansicht wie die Fakultät und die Mehrzahl des Consistoriums.

Als aber die Sache zur Behandlung im Senat vorlag, wurde der so einstimmig gestellte Antrag abgelehnt unter Hinweis auf das Recht der Fakultät persönliche a. o. Professuren vorzuschlagen. Hiernach kann man über den Ausgang der Sache in Petersburg nicht im geringsten Zweifel schweben. *W. Söderhjelm.*

Besprechungen.

W. Meyer-Lübke, *Einführung in das Studium der Romanischen Sprachwissenschaft (= Sammlung Romanischer Elementarbücher, herausg. v. W. Meyer-Lübke, I. Reihe: Grammatiken. I). Heidelberg, C. Winter, 1901, 8°. X + 224 S. Preis: geb. Rmk. 6.*

A. Zauner, *Romanische Sprachwissenschaft (= Sammlung Göschen 128). Leipzig, G. J. Göschen, 1900, Klein-8°. 167 S. Preis: geb. 80 Pfg.*

Die erstgenannte der obigen Arbeiten, welche eine vielversprechende Sammlung romanischer Handbücher eröffnet, ist, wie Alles, was aus der Feder des gelehrten Wiener Professors fliesst, von grösstem Interesse. Die „Einleitung" der Arbeit enthält nützliche „Litteraturangaben", nebst einem orientirenden Kapitel über „Äussere Grenzen und innere Gliederung der romanischen Sprachen". Im „ersten Teile" wird der „Stoff der romanischen Sprachwissenschaft" (die lateinischen, gallischen und germanischen Sprachelemente) ziemlich kurz behandelt. Der „zweite Teil", der Hauptteil, ist den „Aufgaben der romanischen Sprachwissenschaft", und zwar nach zwei Gesichtspunkten, gewidmet: erstens nach einem *biologischen,* wobei verschiedene Fragen des allgemeinen Sprachlebens (Lautwandel, Analogie u s. w.) an der Hand romanischer Beispiele prinzipiell erörtert werden, zweitens nach einem *paläontologischen,* wobei es dem Verf. gilt, die Entwickelung der romanischen Sprachen hinauf zu verfolgen, vor Allem die Bedingungen einiger Merkmale dieser Sprachen im Vulgärlatein zu suchen. Ein spezieller Abschnitt, und zwar einer der anregendsten, beschäftigt sich mit der „Ortsnamenforschung". Dagegen hat der Verf. absichtlich eine „paläon-

tologische" Behandlung der romanischen Syntax nicht gegeben, hauptsächlich weil er nichts eigentlich Neues zu den in seiner romanischen Grammatik dargestellten Verhältnissen hätte hinzufügen können. So wie aber das Werk jetzt dasteht, ist es, wie gesagt, von ungemeinem Interesse. Nur kann man sich fragen, ob es wirklich als eine *für Studierende* bestimmte „Einführung" in das Studium der romanischen Sprachen gelten kann. Die Arbeit macht vielmehr den Eindruck einer ziemlich willkürlichen Zusammenstellung interessanter, teilweise ungelöster Probleme der romanischen Sprachwissenschaft, welche kaum von einem *Anfänger,* der noch nicht eine allgemeine romanistische Bildung besitzt, verdaut werden können. Vielleicht hat aber der Verf. gar nicht für Anfänger schreiben wollen; dann ist aber der Titel des Werkes irreführend. In jedem Falle werden die Romanisten das angenehm geschriebene Werk Meyer-Lübke's mit grossem Nutzen lesen können.

Die zweite der obengenannten Arbeiten, das Göschen'sche Bändchen, ist eine gedrängte vergleichende Grammatik der romanischen Sprachen (Laut- und Formenlehre), ein Extrakt, so zu sagen, der zwei ersten Teile der Meyer-Lübke'schen romanischen Grammatik. Der Wert des Zauner'schen Buches liegt hauptsächlich darin, dass es das erste bequeme Kompendium der gesammten romanischen Sprachwissenschaft ist. Allerdings scheinen die Angaben bei Zauner nicht immer absolut zuverlässig zu sein, und die gedrängte Form der Darstellung wird wahrscheinlich den jungen Romanisten viele Schwierigkeiten bereiten. Der Verf. hat aber seine 167 Seiten mit solcher Sachkenntnis und Geschicklichkeit zusammengestellt, dass man ihm seine unbedingte Anerkennung schenken muss und das Büchlein den Herren Examinatoren als nützliches Examensbuch ohne Weiteres empfehlen kann.

A. W.

Johann Peter Eckermann, *Gespräche mit Gœthe in den letzten Jahren seines Lebens. Ausgewählt und systematisch geordnet sowie mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von* **Johannes Öhquist,** *a. o. Lektor der deutschen Sprache an der Universität Helsingfors. Helsingfors, Verlagsaktiengesellschaft Otava. 1900.*

Es war eine glückliche Idee eine kurze Auswahl der berühmten Gespräche Eckermanns mit Gœthe herauszugeben. Dieses schöne Werk ist der heutigen Generation fast völlig unbekannt; der moderne Mensch, ausser dem Gelehrten, hat überhaupt allzuwenig Zeit sich genügend in die Ansichten der vergangenen Zeiten zu vertiefen, es sei denn, dass sie von einem Genie, wie Gœthe, ausgesprochen sind. Und das Studium der Gespräche ist auch deswegen ziemlich schwer, weil die zusammengehörigen Ansichten hie und da unter nebensächlichem und weniger wichtigem Kleinkram zerstreut sind und dem Leser also nicht leicht wird dieselben im Gedächtnis zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzustellen. Wir müssen deswegen dem Herausgeber, Lektor Johannes Öhquist, sehr dankbar sein, dass er

keine Mühe gescheut um das Wichtigste und Interessanteste auszuwählen und systematisch zu ordnen. Dass diese Auswahl mit grosser Sachkenntnis und feinem litterarischem Geschmack gemacht worden, ist wol die Überzeugung eines jeden, der das kleine Buch durchgelesen hat. Welche Fülle von tiefen, anziehenden Gedanken und feinen, selbständigen Beobachtungen aus verschiedenen Gebieten des Lebens, der Litteratur und der Kunst quillt nicht dem Leser entgegen! Und wie modern sind nicht diese Ansichten, die doch mehr als ein halbes Jahrhundert vor unserer Zeit ausgesprochen worden sind! Gerade heutzutage, wo man wieder anfängt zu verstehen, dass unsere Bildung besonders auf künstlerischer Grundlage erneuert werden muss, finden sie einen Resonanzboden in vielen Gemütern. Aber ein Genie ist ja gerade, wie Gœthe selbst sagt, jene produktive Kraft, wodurch Taten entstehen, die vor Gott und in der Natur sich zeigen können und die eben deswegen Folge haben und von Dauer sind.

Das Büchlein zerfällt in vier Abschnitte: I. Gœthe über sich selbst und seine Werke. II. Kunst, Litteratur, Philosophie. III. Gespräche über grosse Männer. IV. Verschiedenes. Die Abschnitte II und III sind besonders interessant.

Der Herausgeber hat sich das Buch auch als Lektüre in den oberen Klassen unserer Schulen gedacht. Wir glauben, dass jeder Lehrer der deutschen Sprache ihm darin vollständig zustimmen wird. Es stellt wol an den Lehrer grössere Anforderungen, als die gewöhnlichen erzählenden Lesestücke, denn ohne vielfache sachliche Erklärungen werden die Schüler dem Inhalt kaum folgen können; aber umso grösseren Gewinn werden sie daraus ziehen, wenn sich der Lehrer selbst einmal für die Sache interessiert. Die Anmerkungen des Herausgebers am Ende des Buches werden ihm darin sehr wirksame Hilfe leisten.

Die Sprache ist gar nicht schwerer als die in unseren gewöhnlichen deutschen Lesebüchern. Der Druck ist deutlich und fehlerfrei, das Äussere des Buches einfach, aber anziehend. *F. L.*

Zeitschriften-Rundschau.

Die Neueren Sprachen: IX, 4—6: *E. v. Loev,* Internationaler Kongress für fremdsprachlichen Unterricht zu Paris 24—28. Juli 1900.

Die Mitglieder des Kongresses verteilten sich in drei Sektionen, von denen die 1. Sektion Methodenfragen, „die auf den Klassunterricht Bezug haben", behandelte; die 2. Sektion beschäftigte sich „mit dem technischen und kommerziellen Unterricht, sowie mit den Kursen für Erwachsene"; die 3. Sektion erörterte die Mittel, wodurch eine „Annäherung der Völker durch die Verbreitung der Kenntnis der lebenden Sprachen" erzielt werden könnte.

Die 1. Sektion hatte 7 Sitzungen. Die Diskussion über die verschiedenen Fragen, die dabei behandelt wurden, giebt ein Referat wieder. In

der letzten Sitzung wurden durch Abstimmung folgende Thesen vom Kongresse angenommen:

„In anbetracht dessen, dass der fremdsprachliche Unterricht das Ziel verfolgen soll, nicht nur die allgemeine geistige Bildung der Schüler zu fördern, sondern ihnen auch ein Werkzeug in die Hand zu geben, dessen sie sich im praktischen Leben bedienen können, spricht der Kongress folgende Wünsche aus: 1. Die Bemühungen aller Lehrer sollen darauf gerichtet sein, die Schüler zu lehren, die fremden Sprachen sowol zu verstehen und zu sprechen, als auch sie zu lesen und zu schreiben; 2. Die Lehrer sollen sich angelegen sein lassen, möglichst viel die fremde Sprache anzuwenden; 3. Die Lehrer der fremden Sprachen sollen alle die von ihnen unterrichtete Sprache sehr gut kennen, nicht nur in grammatischer, sondern auch in phonetischer Hinsicht; 4. Der im Anfang dargebotene Wortschatz muss möglichst konkret und mit der grössten Sorgfalt gewählt sein im Hinblick auf den unmittelbaren praktischen Nutzen, den er für den Schüler haben kann; 5. Indem man die gesprochene Sprache lehrt, drängt sich die Grammatik von selbst auf. Es ist also natürlich, sie von Anfang an zu lehren, aber so, dass man die Regeln aus den Beispielen ableiten lässt; 6. Um das Gedächtnis des Auges und das des Ohres gleichzeitig zu üben, wird man den orthographischen Unterricht möglichst bald beginnen. Man lässt die Schüler die neuen Vokabeln abschreiben, die der Lehrer an die Tafel schreibt, aber erst nachdem er sie durch das Ohr hat aufnehmen lassen, und nachdem er die Schüler in deren mündlichem Gebrauch geübt hat; 7. Um den Kindern das Erlernen der fremden Sprachen anziehender zu machen, soll man ihnen kurze und einfache Gedichte und leichte Lieder zu lernen geben, deren Vokabeln man zuvörderst erklärt hat. Man steigert allmählich diese Übungen entsprechend dem Alter der Schüler und ihrer Kenntnis der Sprache, um endlich zum Litteraturunterricht zu gelangen, der in der fremden Sprache zu erteilen ist." — Eine These, die „die Abschaffung der Übersetzungen in die fremde Sprache" bezweckte, erzielte „eine Majorität von 49 Stimmen gegen 46 Stimmen". Diese These wurde zurückgezogen.

Schliesslich wurden noch folgende Anträge angenommen: „In Anbetracht dessen, dass der Lehrer für seinen Unterricht verantwortlich ist, dass die Verantwortlichkeit die Freiheit zur Voraussetzung hat, missbilligt der Kongress jegliche auf den Lehrer ausgeübte Pression mit der Absicht, ihn bei der Wahl seiner Methode zu bestimmen; in Anbetracht ausserdem, dass tatsächlich keine der verschiedenen rivalisirenden Methoden, die vor ihm demonstrirt worden sind, den Beweis ihrer Überlegenheit erbracht hat, verzichtet der Kongress darauf, irgend eine Methode besonders zu empfehlen".

Um die verschiedenen Methoden praktisch zu demonstriren, wurden während des Kongresses einige Probestunden gegeben, deren Verlauf kurz relatirt wird. — Auch über die Verhandlungen der 2. und 3. Sektion wird ein Referat gegeben. *M. W.*

Protokolle des Neuphilologischen Vereins für das akademische Jahr 1901—1902.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 28. September 1901, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstande 16 Mitglieder anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung des Frühjarssemesters wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Schriftführer verlas den Jahresbericht für das akademische Jahr 1900—1901.

§ 3.

Man schritt zu der im Statut vorgeschriebenen Wahl des Vorstandes und der Revisoren. Dabei wurden wiedergewählt als: erster Vorsitzender Professor *W. Söderhjelm;* zweiter Vorsitzender Dozent Dr. *A. Wallensköld;* Schriftführer Magister *M. Wasenius.* Zu Revisoren wurden Fräulein *A. Bohnhof* und Magister *I. Hortling* gewählt.

§ 4.

Prof. *Söderhjelm* machte auf die Schwierigkeiten und Absurditäten aufmerksam, welche durch die Einführung der neu anbefohlenen Lehrpläne in den Schulen entstanden sind. Auch der neusprachliche Unterricht wird dadurch viel verlieren. Die Stunden der modernen Sprachen sind geändert und ihre Zahl vermindert worden, so dass der Unterricht schwerlich in derselben Weise wie früher wird fortgehen können. Er müsste ganz anders mit teilweise reduzirten Forderungen angeordnet werden. Durch eine Tabelle über die nach dem neuen Lehrplan vorgeschriebene Verteilung der deutschen Stunden in den klassischen Lyceen wurden die entstandenen Missverhältnisse noch mehr beleuchtet.

Auf Vorschlag des Vorsitzenden, dem Dr. Wallensköld, Dr. Lindelöf und Dr. Hagfors beistimmten, wurde beschlossen, diese Tabelle in den „Neuphil. Mitteilungen" zu veröffentlichen und Dr. Uschakoff damit zu beuftragen, dieselbe zu vervollständigen und auszuarbeiten.

§ 5.

Prof. *Söderhjelm* referirte E. Rasmussens verdienstvolles Buch über Marguerite von Navarre und sprach zugleich über einige früher über ihr Leben und ihre Dichtung erschienene Werke.

§ 6.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Fräulein Sigrid Sederholm und Student Artur Långfors.

In fidem:

Matias Wasenius.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 19. Oktober 1901, bei welcher Sitzung ausser dem Vorstand 28 Mitglieder und als Gast Dr. Hans Hecht aus Berlin anwesend waren.

§ 1.

Das Protokoll der letzten Sitzung wurde verlesen und geschlossen.

§ 2.

Der Vorsitzende teilte mit, dass der von Dr. Uschakoff ausgearbeitete Aufsatz über die neuen Stundenpläne unserer Lyceen und den fremdsprachlichen Unterricht nebst Tabellen in der nächsten Nummer der „Neuphil. Mitteilungen" erscheinen werde. (Vergl. Neuph. Mitteil. $^{15}/_{9}$—$^{15}/_{10}$ 1901).

§ 3.

Dr. *Lindelöf* referirte das Kapitel „Allgemeiner Begriff des Satzes" aus Wundts „Völkerpsychologie" und wies dabei auch auf Pauls und Delbrücks Standpunkt hin. (Vergl. S. 1 d. H.).

§ 4.

Lektor *Poirot* referirte das 1. Heft von Poul Levins Buch über Victor Hugo und Georges Le Bidois' „La vie dans la tragédie de Racine". (Vergl. Neuph. Mitteil. $^{15}/_{9}$—$^{15}/_{10}$ 1901).

§ 5.

Dr. *Wallensköld* referirte Otto Jespersens Buch „Sprogundervisning".

Dieses Buch ist eine Zusammenfassung von Jespersens sprachpädagogischen Ansichten und Erfahrungen. Es ist in einer angenehmen, lebhaften und unterhaltenden Form geschrieben, und man liest es, wenn es auch nicht viel Neues enthält, mit grossem Interesse.

Das Werk zerfällt in 11 Kapitel.

Im Kap. I erzählt J. von seinem ersten Auftreten als Reformator auf dem Gebiete des Sprachunterrichts. Er erklärt ferner, was für eine

Methode es ist, die er empfehlen will, wie er auch die Ziele dieser Methode beschreibt. Der Name derselben ist schwer anzugeben. Sie wird die Reformmethode genannt, oder auch die Neue, die Rationelle, Phonetische, Imitative u. s. w. je nach der Seite, die in der Methode besonders hervorgehoben werden soll.

Kap. II zeigt das Unvernünftige der Methoden, die früher gebraucht wurden, und kritisirt die alten Lehrbücher mit ihren unzusammenhängenden Sätzen oft des lächerlichsten Inhalts, wovon auch einige Proben gegeben werden.

Kap. III hebt in 6 Punkten hervor, wie der Text eines guten Lehrbuches beschaffen sein soll. Er muss:

1) zusammenhängend und mit einem vernünftigen Inhalt sein;

2) interessant, lebhaft und abwechselnd sein;

3) zuerst das notwendigste Sprachmaterial enthalten, besonders die tägliche Umgangssprache;

4) in einer korrekten Sprache geschrieben sein;

5) stufenweise von dem Leichteren zu dem Schwierigeren fortschreiten;

6) nicht ausschliesslich auf das grammatisch Leichte oder Schwierige Rücksicht nehmen.

Die Textwahl hängt natürlich von dem Alter der Schüler ab. Allerdings hat es sich gezeigt, dass man sich nicht davor zu scheuen braucht, auch älteren Anfängern ein wenig kindliche Stücke, Anekdoten und Märchen zu bieten, denen sie eigentlich schon entwachsen sind; durch die fremde Sprachform erhalten die Stücke den Reiz des Unbekannten und können noch interessiren.

Kap. IV giebt Anweisungen, wie die Lesestücke im Unterricht behandelt werden sollen. Nach der alten Methode erhält der Schüler nur wenig Übung darin, die fremde Sprache zu hören und zu gebrauchen; das Hauptgewicht wird auf eine geläufige Übersetzung aus der Muttersprache oder in dieselbe gelegt und der Unterricht in der fremden Sprache ist zugleich ein Unterricht in der Muttersprache. Die Übersetzung darf aber keineswegs das Ziel des Unterrichts sein; es muss vor allem das unmittelbare Verstehen des Textes angestrebt und das Sprachgefühl entwickelt werden.

Kap. V hebt hervor, inwiefern die Übersetzung als Mittel eine Sprache zu erlernen gedient hat und dienen kann, und betont, als Gegensatz dazu, die anderen nach Jespersens Ansicht besseren Mittel, die statt der Übersetzungen zu Gebote stehen. Fremde Wörter und Ausdrücke können durch unmittelbare oder mittelbare Anschauung verständlich gemacht werden; durch Zeichenaufgaben, wobei die Schüler in der fremden Sprache beschreiben sollen, was gezeichnet wird, kann der Wortvorrat der Schüler bereichert werden u. s. w. Die Bedeutung fremder Wörter kann oft aus dem Zusammenhange des Textes ohne Weiteres verstanden oder auch in

der fremden Sprache selbst erklärt werden. Doch soll man sich hüten in übertriebener Weise die Muttersprache zu vermeiden; lieber dann einige Wörter übersetzen als allzu weitläufige und verwickelte Erklärungen in der fremden Sprache geben.

Kap. VI giebt weitere Anweisungen, wie ein Unterricht ohne Übersetzung betrieben werden soll und macht auf die Mittel aufmerksam, wodurch man kontrolliren kann, ob der Schüler verstanden hat, was in der fremden Sprache gesprochen oder gelesen worden ist, ohne es zu übersetzen.

Kap. VII beschreibt verschiedene Übungen, wodurch man die Schüler zwingen kann, die fremde Sprache selbst zu gebrauchen. Als besonders nützlich auf der unteren Stufe werden Rechenübungen empfohlen; ferner Gespräche im Anschluss an die Lektüre, Dialoge, Umgestaltungen des Textes so z. B., dass die 1. Pers. statt der 3. tritt u. s. w.

Kap. VIII—IX sprechen vom Grammatikunterricht. Der Stoff dafür soll dem Texte entnommen werden und die Spracherscheinungen, je nachdem sie im Texte vorkommen, behandelt werden. Das Auswendiglernen von Vokabeln wird vollkommen verworfen. Auch muss man vermeiden ungewöhnlichere und unnötige Sachen aufzunehmen. Eine allzu grosse Bedeutung wird manchmal den grammatikalischen Regeln zugeschrieben. Fehler gegen diese Regeln werden sehr streng beurteilt; hingegen werden nur als Uneigentlichkeiten z. B. unrichtig gebrauchte Wörter angesehen, welche es aber oft viel unmöglicher machen, den Sinn eines Satzes zu verstehen, als eine grammatisch unrichtige Form. Die Schüler sollen nicht mit viel Grammatik und abstrakten Definitionen gequält werden. In grösserer Ausdehnung als bis jetzt könnte aber Sprachgeschichte, Synonymik u. dergl., was immer interessirt, behandelt werden.

Kap. X behandelt die Aussprache und die Anwendung der Phonetik im fremdsprachlichen Unterricht. (Der Ref. überging dies Kap., da die betreffende Frage schon früher im Verein diskutirt worden ist).

Kap. XI giebt, im Gegensatz zu den vorhergehenden Kapiteln, die den Anfangsunterricht behandeln, Winke dafür, wie der Unterricht auf der höheren Stufe betrieben werden soll. Vor allem wird Lektüre und immer wieder Lektüre, statarisch und kursorisch, empfohlen, ferner Gespräche über das Gelesene, freie schriftliche Arbeiten.

Zuerst und zuletzt muss der Unterricht aber *lebendig* sein, schliesst der Verf.

Dr. *Wallensköld* schloss sich in allen Teilen den von Jespersen in seinem Buche ausgesprochenen Ansichten an, nur wollte er nicht die Übersetzung durch Erklärungen in der fremden Sprache selbst ersetzt wissen. Er habe allerdings nicht versucht die „neue" Aufgabe nach dieser Methode vorzubereiten. Er glaube, es sei einfacher und vorteilhafter „das Neue" zuerst in der Klasse zu übersetzen. In der folgenden Stunde pflegte dr. W. dann nur die Wörter des schon einmal übersetzten Stückes zu fragen und Sprechübungen in der fremden Sprache anzustellen.

Dr. W. stellte zwei Thesen zur Diskussion und Beantwortung auf:

1) Ist es für die Schüler von unzweifelhaftem Gewinn beim Unterricht die Übersetzung nicht zu gebrauchen?

2) Welche Erfahrung haben die Anwesenden in Bez. auf diese Frage gemacht?

Prof. *Söderhjelm* wollte die Übersetzung nicht ganz verwerfen, wenigstens nicht auf einem höheren Stadium, denn die Übersetzung ist ja schliesslich das einzige Kriterium einer richtigen Auffassung des Textes. Der Anschauungsunterricht könnte ja seine Vorteile haben, wird aber auch recht bald allzu schematisch. Prof. S. hielt es für notwendig besonders bei uns, die wir eine so geringe Stundenzahl in der Muttersprache haben, dass beim Übersetzen aus einer fremden Sprache auch der Muttersprache gehörige Aufmerksamkeit gewidmet werde.

Frau Prof. *Freudenthal,* Fräul. *Lindgren* u. a. hatten, im übrigen derselben Ansicht wie Jespersen, auch nicht versucht die Übersetzung fortzulassen; sie glaubten, dass man diese nicht entbehren könnte.

§ 6.

Als Mitglieder des Vereins wurden vorgeschlagen und gewählt: Fräulein Ida Lindström, Fräulein Mathilda von Troil und Student Olof von Törne.

In fidem:

Matias Wasenius.

Inhaltsverzeichnis

zu

den Jahrgängen 1899, 1900 und 1901

der

Neuphilologischen Mitteilungen.

I. Aufsätze.

U. Lindelöf, Zur Frage vom Begriff des Satzes . . $^{15}/_{11}$—$^{15}/_{12}$ 1901, S. 1.

Johannes Öhquist, Entwurf eines praktischen Nachschlageverzeichnisses für den Präpositionsgebrauch im Deutschen . . . . $^{15}/_{4}$ 1899, S. 1.

—„—, Neue Richtungen in der deutschen Lyrik . $^{15}/_{4}$—$^{15}/_{5}$ 1900, S. 14.

Hugo Palander, Vom Suppletivwesen im Deutschen $^{15}/_{4}$—$^{15}/_{5}$ 1900, S. 1.

J. Poirot, Sur la fable du Meunier, son fils et l'âne . . . $^{15}/_{3}$ 1899, S. 1.

—„—, Sur l'emploi des adverbes de temps . . . . $^{15}/_{11}$—$^{15}/_{12}$ 1899, S. 1.

—„—, La théorie de la création poétique chez André Chénier et chez les romantiques . . . . . $^{15}/_{11}$—$^{15}/_{12}$ 1900, S. 1.

—„—, Sur les „Orientales“ . . . . . $^{15}/_{5}$ 1901, S. 1.

Axel Rosendahl, Cours de vacances de l'Alliance française $^{15}/_{2}$ 1899, S. 1.

W. Söderhjelm, Zur Einführung . . . . . $^{15}/_{1}$ 1899, S. 1.

—„—, Moderne Philologie in Schweden (auf Anlass von: Studier i modern språkvetenskap utgifna af Nyfilologiska Sällskapet i Stockholm, I, 1898) . . . . . $^{15}/_{9}$—$^{15}/_{10}$ 1899, S. 1.

—„—, Ein finländischer Molière-Übersetzer aus dem Anfange des Jahrhunderts . . . . . $^{15}/_{1}$—$^{15}/_{3}$ 1900, S. 10.

—„—, Les réformes orthographiques et syntaxiques en France (contenant l'arrêt ministériel du 31 juillet 1900) . . . . $^{15}/_{9}$—$^{15}/_{10}$ 1900, S. 1.

—„—, Komparative Studien anlässlich der schriftlichen Maturitätsproben . . . . . $^{15}/_{5}$ 1901, S. 14.

—„—, La réforme de la réforme orthographique . . . $^{15}/_{5}$ 1901, S. 21.

—„—, Die vorgeschlagene germanistische Professur $^{15}/_{11}$—$^{15}/_{12}$ 1901, S. 9.

I. Uschakoff, Die Einteilung der deutschen Substantive in Deklinationsklassen . . . . . $^{15}/_{1}$—$^{15}/_{3}$ 1901, S. 2.

—„—, Die neuen Stundenpläne unserer Lyceen und der fremdsprachliche Unterricht . . . . . $^{15}/_{9}$—$^{15}/_{10}$ 1901, S. 1.

A. Wallensköld, Les rapports entre la poésie lyrique romane et la poésie lyrique allemande au moyen âge . . . . . $^{15}/_{1}$—$^{15}/_{3}$ 1900, S. 1.

II. Besprechungen.

K. G. Andresen, Deutsche Volksetymologie. Sechste, neu durchgesehene Auflage, 1899 (*W. S.*) . . . . . $^{15}/_{11}$—$^{15}/_{12}$ 1900, S. 17.